Philosophie und Leben

5. JAHRGANG + 4. HEFT + APRIL 1929

„Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen."

„Heft der Jugend"

Der freideutsche Gedanke

Von August Messer

Das einzigartige Jugendfest auf dem Hohen Meißner bei Kassel am 11. und 12. Oktober 1913 bezeichnet den Beginn der „freideutschen" Jugendbewegung. Die zweite Meißnertagung (vom 30. August bis 2. September 1923 auf dem Ludwigstein und dem Hohen Meißner) darf als ihr Ende angesehen werden[1]).

Bei den Vorberatungen für das Fest von 1913 war von einem Wandervogelführer der Name „freideutsch" geprägt worden. Er sollte besagen: „Deutsch ist die neue Jugend bis ins innerste Herz, frei hatte sie sich in ihren Gemeinschaften von äußeren Bindungen und von innerem Gewissenszwang." Jenes Fest aber sollte sein eine Erinnerungsfeier der Leipziger Völkerschlacht von 1813, die die neue Jugend ihrer Eigenart entsprechend, ohne Alkohol und Nikotin, ohne die hohen Töne offizieller Festreden heiter und harmlos in Gottes Natur begehen wollte.

Wer aber war die „neue Jugend", die damals in großen Scharen zum „Hohen Meißner" zusammenströmte und für die das Fest zu einem wirklich unvergeßlichen „Erlebnis" wurde?

Sie stammte vorwiegend aus zwei Jugendbünden: dem „Wandervogel", der in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts unter Schülern höherer Schulen in Berlin-Steglitz entstanden war und der sich bald über Deutschland verbreitet hatte, und aus dem 1905 in Hamburg begründeten „Wanderverein".

Im Wandervogel waltete vor das Naturhaft-Triebmäßige, das Unbewußt-Instinktive, das sich empörte gegen den Zwang des Elternhauses und den Druck der Schule, ihren Wissensballast, ihre Schematisie-

[1]) Der ganze Verlauf ist dargestellt in meiner Schrift „Die freideutsche Jugendbewegung." Langensalza, Beyer. 5. Aufl. 1924. 179 S. 3.20 Mark.

rung, das sich herausseh nte aus einer vielfach überfeinerten, nüchtern-materialistischen, unwahr und verlogen gewordenen Großstadtkultur zur Natur, zur Echtheit, zum Einfachen, Bodenständigen, Volkstümlichen, wobei ein romantischer Zug zum Fernen, Abenteuerlichen, zum ungebunden-freien-derben Scholarenleben nach Art der „fahrenden Schüler" des ausgehenden Mittelalters nicht fehlte.

Im Hamburger „Wandervere in" und in den von „Wanderern" seit 1906 begründeten „Akademischen Freischaren" war von Anfang an viel mehr bewußtes und planmäßiges Reform- und Bildungsstreben, wobei eine wertvolle Umgestaltung der Lebensführung großstädtischer Jugend als Ziel vorschwebte.

So war es denn auch ein Hinausgehen über das Absichtslose, Unbewußte der Wandervogel-Art, daß bei den Führerberatungen auf der Burg Hanstein, die das Meißnerfest von 1913 begleiteten, das Bedürfnis sich regte, das, was gefühlsmäßig diese Jugendscharen zusammengeführt hatte und ihnen das beglückende Erlebnis innerer Verbundenheit schenkte, durch begriffliche Formulierung ins Bewußtsein zu heben. Das erwies sich auch aus einem praktischen Grunde wünschenswert. Vertreter der verschiedensten Reformbestrebungen (Abstinenten, Lebensreformer, Schulreformer, Bodenreformer usw.) hatten sich auf dem Meißner eingefunden, um diese innerlich bewegte und geistig allem Wertvollen aufgeschlossene Jugend für ihre Ideale zu begeistern, für die Arbeit an ihren Zwecken zu gewinnen. Aber man hatte doch die Empfindung, daß solche Zwecke und Aufgaben, mochten sie an sich noch so wertvoll sein, doch zu konkret und damit zu wenig umfassend waren, um das Große und Hohe völlig zu umschließen, was diese ganze Jugend als ihr gemeinsames Streben fühlte. Um nun aber gerade diesen freideutschen Grundwillen seinem Inhalt nach zu fassen, prägte man die „Meißner-Formel": „Die freideutsche Jugend will aus eigner Bestimmung vor eigner Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten".

Was ist nun der Sinn und die Bedeutung dieser „Meißner-Formel", dieses „freideutschen Gedankens"?

Mir will scheinen, daß hier jene innere Verfassung als gedankliches Ziel des Wollens vorschwebt, die Kant mit einem grundlegenden Begriff seiner Ethik als „Autonomie" (Selbstgesetzgebung) bezeichnet hat.

Man will — so heißt es ja in jener Formel — vor allem „aus eigner Bestimmung" sein Leben gestalten. Das bedeutet: man will heraus aus der Bevormundung und Gängelung durch Eltern, Schule und Kirche und damit heraus aus „Heteronomie" (Fremdgesetzgebung). Aber bei diesem Hinauswollen begehrt man nicht lediglich fessel-

und zügellose Freiheit; nicht ein Leben nach dem Gelüste des Augenblicks schwebt als der ideale Zustand vor, sondern man ist gewillt, „vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit" sein Leben zu gestalten. Nach Ablehnung aller äußeren Autoritäten ist doch ein Etwas vorausgesetzt, vor dem man seine Lebensgestaltung zu „verantworten" bereit ist, und zwar ohne alle Selbstbelügung in voller Ehrlichkeit, in innerer Wahrhaftigkeit. Dieses „Etwas" kann aber nichts anderes sein als das eigene sittliche Bewußtsein, das „Gewissen".

Somit hat in der „Meißner-Formel" ein jugendliches Wollen gleichsam klassischen Ausdruck gefunden, das aus sittlicher Unmündigkeit hinüber führt zu innerer Mündigkeit, Selbständigkeit, aus dem Stadium des Gehorsams gegenüber Autoritäten zur Selbstverantwortlichkeit, zur Freiheit im Sinne der Autonomie.

So ist also jene Formel nicht ein Willensausdruck, der nur jener einmaligen geschichtlichen Lage vom Herbst 1913 angepaßt gewesen wäre, sondern ein solcher von übergeschichtlicher und darum bleibender Bedeutung. Jeder zu wirklichem „Geistesleben", zu bewußter „Sittlichkeit" sich entwickelnde Mensch muß einmal — in welchem Lebensjahr ist dabei gleichgültig — das tiefe Erlebnis dieses Willens haben, dessen Sinn in jener Formel wiedergegeben ist.

Gewiß ist jener Sinn ein sehr allgemeiner, insofern unbestimmter. In seinem Rahmen sind darum außerordentlich viele und verschiedenartige Lebensgestaltungen, Ideale, Ziele, Zwecke möglich. Gefordert ist nur, daß sie uns nicht von fremden Autoritäten aufgenötigt, sondern aus eigner gewissenhafter Prüfung und Entscheidung von uns bejaht und innerlich ergriffen werden.

Jene „freideutsche" Jugend, die damals im Oktober 1913 die verschiedenen Reform- und überhaupt „Zweckverbände" als zu eng ablehnte, hat sich nicht selbst widersprochen, wenn sie sich später solchen anschloß. „Freideutsch" blieb sie doch, wenn jener Anschluß aus eigner Bestimmung, vor eigner Verantwortung und mit innerer Wahrhaftigkeit sich vollzog. Sittliche „Autonomie", innere Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit kann man nämlich in den allerverschiedensten Berufen, Richtungen, Lagen, Verhaltungsweisen und Willensentscheidungen beweisen. Wenn aber so der in der „Meißner-Formel" ausgedrückte „freideutsche" Gedanke eine übergeschichtliche, ewige Bedeutung hat, eine im Wesen vollentwickelten Geisteslebens begründete Forderung ausdrückt, so wird es nicht wunder nehmen, wenn er nicht nur mit den Begriffen kantischer Ethik wiedergegeben werden kann, sondern wenn er uns auch — zwar nicht dem Wortlaut, so doch dem Sinn nach — bei anderen Philosophen begegnet. Wir begnügen uns hier mit dem Hin-

weis auf einen Denker, der in vielem als Gegenpol Kants erscheinen kann: Friedrich Nietzsche[1]).

In jenem Kapitel von den „drei Verwandlungen des Geistes", dem er den wichtigen Platz am Anfang der „Reden Zarathustras" angewiesen hat, unterscheidet er drei Stufen der inneren Entwicklung. Die erste, die Stufe des ehrfürchtigen Gehorsams gegenüber Autoritäten, hat ihr Symbol an dem Kamel, das sich geduldig Lasten auferlegen läßt. Auf der zweiten, deren Symbol der Löwe ist, erkämpft sich der Mensch Freiheit von der Herrschaft der Autoritäten, er bringt es zum „Nein" auch gegenüber den bisher heilig gehaltenen Pflichten, soweit sie heteronom sind, d. h. soweit sie noch nicht in eigner Prüfung als gültig und wirklich verbindend mit innerer Wahrhaftigkeit anerkannt werden können. Die dritte Stufe endlich, symbolisiert durch das Kind, stellt dar ein Neubeginnen, ein Wiederanfangen. Der innerlich von den Autoritäten freigewordene Mensch stellt sich nun autonom in den Dienst selbstgewählter Aufgaben, geht neue Bindungen ein, schließt sich Gemeinschaften an, legt sich Pflichten auf, deren Wert und Geltung er mit innerer Wahrhaftigkeit bejahen kann.

Es ist leicht ersichtlich, daß das „freideutsche" Stadium, das in der „Meißner-Formel" sein Bekenntnis gefunden hat, am meisten mit der zweiten Stufe Nietzsches, deren Symbol der Löwe ist, sich deckt. Nur tritt bei Nietzsche mehr die negative Seite: das „Nein" gegenüber den heteronomen Pflichten, der Befreiungskampf gegen die Autoritäten in den Vordergrund. Die Meißner-Formel betont nicht nur dieses Negative in der Forderung, nicht mehr nach fremder, sondern nach eigner Bestimmung zu leben, sondern auch das Positive, nämlich das Leben zu gestalten „vor eigner Verantwortung", mithin so, daß man es vor dem eignen Gewissen verantworten kann. Diese Betonung des Positiven beim Übergang aus der Heteronomie zur Autonomie ist aber durchaus im Sinne Nietzsches. Man denke nur an Aussprüche wie diese: „Frei wovon; was schiert das Zarathustra? Aber hell soll mir dein Auge künden: frei wozu!" oder: „Deinen herrschenden Gedanken will ich hören, und nicht, daß du einem Joch entronnen bist."

Wenn es richtig ist, daß in dem „freideutschen" Gedanken sich die Idee einer wesensnotwendigen Stufe geistig-sittlicher Menschenentwicklung geltend macht, so würde es eine berechtigte und bedeutsame pädagogische Forderung sein, daß für unsere Jugend überhaupt Stätten da seien, in denen ihr günstige Bedingungen dafür geboten wären, die

[1]) Daß Nietzsche aber trotz allen Spottes über die „Guten und Gerechten" und der Rede von „moralinfreier" Tugend mit Kant jenes Streben nach sittlicher Höhe gemein hat, das den Kern des sittlichen Idealismus bildet, zeigen meine „Erläuterungen zu Nietzsches Zarathustra". Stuttgart, Strecker & Schröder. 13. bis 15 Tausend.

„freideutsche" Entwicklungsstufe zu durchleben. An einer solchen Stätte müßte es ihr vor allem möglich sein, die verschiedenen Hauptrichtungen in Religion, Weltanschauung, Philosophie, Politik, Kunst usw., die unser Kulturleben beherrschen und die um unsere Jugend werben, durch eigne Vertreter, von sachlicher (nicht agitatorischer) Einstellung kennenzulernen, um nach ruhiger Prüfung dazu Stellung zu nehmen. Eine solche Stätte ist aus der freideutschen Jugendbewegung selbst hervorgegangen: es ist das von einem freideutschen Führer Dr. med. Knud Ahlborn organisierte und geleitete, am Strand des nördlichen Sylt wundervoll gelegene Lager Klappholttal[1]), wo auch das ganze Gemeinschaftsleben nach dem freideutschen Lebensstil sich abspielt, der sich in der Bewegung selbst herausgebildet hat.

Selbstverständlich brauchen wir — soll es der ganzen Jugend unseres Volkes erleichtert werden, die „freideutsche" Entwicklungsstufe zu durchleben, eine große Zahl solcher Stätten. Solche sollten z. B. die philosophischen Fakultäten bzw. Abteilungen unserer Hochschulen darstellen. Daß sie es meist nicht sind, hat man schon längst als Mißstand empfunden. In älteren Zeiten ist die philosophische (oder wie sie früher hieß: „artistische") Fakultät in der Tat die Vorschule für die drei andern Fakultäten gewesen, in die alle Studierenden zunächst eintraten und deren Unterricht darum einen allgemein bildenden Charakter hatte. Im 19. Jahrhundert ist sie selbst immer fachlicher, spezialistischer geworden. Sie ist infolgedessen an wissenschaftlichem Ansehen ebenbürtig neben die anderen Fakultäten getreten, ja, hat diese zeitweise überflügelt, aber ihren allgemein bildenden Charakter hat sie darüber zum guten Teil eingebüßt. Es war darum sachlich nicht unbegründet, wenn man bei den lebhaften Reformbestrebungen nach Abschluß des Weltkriegs auch eine „humanistische" Fakultät an unseren Hochschulen forderte, deren Hauptaufgabe es wäre, jene vielseitige und sachliche Orientierung in unserem Geistes- und Kulturleben zu geben, die wir als Grunderfordernis der „freideutschen" Entwicklungsstufe aufgewiesen haben.

Indessen, es bedarf hierzu nicht der Neuschaffung einer Fakultät. Die philosophische kann diese ihre ursprüngliche Aufgabe auch heute noch sehr wohl wieder übernehmen. Förderlich wäre dafür, wenn aus den Kreisen der Studierenden selbst Wünsche hinsichtlich bestimmter Vorlesungen und Übungen von allgemein-menschlichem Interesse laut werden. Vor allem die allgemein-studentischen Vertretungen sollten ihre vornehmste Aufgabe darin sehen, solche Wünsche der Dozentenschaft zu übermitteln; sie würden sicher Beachtung finden.

[1]) Näheres darüber in den „Klappholttaler Mitteilungen" (Nr. 1 1928), von denen die ersten 4 Nummern gegen M. 2.— bezogen werden können (Postscheckkonto: Freideutsches Jugendlager Klappholttal auf Sylt, Hamburg 100 61).

Vieles nach der gleichen Richtung könnte auch schon von philosophischen Arbeitsgemeinschaften an den höheren Schulen geleistet werden. Endlich sollten die Volkshochschulen bemüht sein, in der genannten Weise in unser Kulturleben und seine Problematik einzuführen und eine sachlich begründete Stellungnahme zu seinen Hauptrichtungen den einzelnen zu ermöglichen[1]).

Wer aber einmal das „freideutsche Stadium" des Übergangs zu autonomer, selbstverantwortlicher Lebensgestaltung und der Stellungnahme zu den großen Lebensfragen auf Grund ruhiger, sachlicher Prüfung tief durchlebt hat, für den wird es niemals zu einem schlechthin erledigten und abgetanen Lebensabschnitt werden: er wird vielmehr als dauernden Ertrag mitnehmen die innere Bereitschaft zu immer erneuter Prüfung der eignen und fremden Standpunkte, wenn sachliche Gründe für solche Prüfung neu hervortreten, und die menschliche Achtung gegenüber denen, die „nach eigner Bestimmung, vor eigner Verantwortung" sich Richtungen anschließen, die man selbst nicht billigen kann.

Gewissens-Chaos

Von einem Studenten (H. K.)

Die Verzweiflung der Gegenwart hat die Frage nach dem Sinn des Lebens und nach gut und böse mit großer Dringlichkeit neu gestellt. Sie hat die Frage nüchtern philosophisch gestellt und dabei eine neue Mythendichtung als unmöglich ausgeschlossen.

Die Antwort scheint leicht zu sein. In uns allen lebt eine Stimme, die uns sagt, was gut und böse sei, die uns befiehlt und verbietet, lobt und tadelt und in dem Guten, das sie uns befiehlt, den Sinn des Lebens sehen heißt: unser „Gewissen" oder — sofern es sich nur um Erkenntnis von gut und böse, nicht um Beurteilung unser selbst handelt — unsere sittlichen Wertschätzungen. Gut ist ein Mensch also dann, wenn er tut, was sein Gewissen ihm befiehlt. Es fragt sich nur: darf ich wirklich meinem Gewissen so ohne weiteres trauen? Darf ich meinem Gewissen trauen? Diese Frage scheint seltsam nur so lange, als man den unendlichen Widerstreit der Gewissensforderungen noch nicht sehen gelernt hat. Aber selbst der Naiv-Reflektierende muß sofort darauf stoßen, wenn er nur überhaupt nachzudenken beginnt. Man hat der Religion vorgeworfen, daß sie leicht zu Religionswahn führe und die Menschen zu schlechten, fanatischen Handlungen (Ketzerverfolgungen, Religionskriegen) verleite. Doch der Religionswahn tritt verhältnismäßig selten auf. Viel verbreiteter, viel schlimmer ist der Wahnsinn des Gewissens, der schon unendliches Leid auf die Welt gebracht hat und heute so alltäglich, so all-

[1]) Daß auch unsere Zeitschrift sich in den Dienst dieser bedeutsamen Aufgabe gestellt hat, bedarf für ihre Leser wohl keiner näheren Begründung.

gegenwärtig ist, daß wir uns schon beinahe fatalistisch mit ihm abgefunden haben und er als beseitigenswerte Erscheinung uns kaum noch zum Bewußtsein kommt.

Wenn der Franzose gegen den Deutschen in den Krieg zieht, so folgt er seinem Gewissen, und wenn der Deutsche dann den Franzosen niederschießt, so folgt er auch seinem Gewissen. Wenn im innerpolitischen Kampf die eine Partei sich durch Kleinkaliberschießen auf Putsch und Bürgerkrieg vorbereitet, so folgt sie ihrem Gewissen, wenn die Gegenseite sich ebenso zur Abwehr rüstet, so folgt sie auch ihrem Gewissen. Als vor einigen Jahren Kommunisten in einer bulgarischen Kathedrale eine Höllenmaschine zur Explosion brachten, folgten sie ihrem Gewissen, und als sie für diese Tat öffentlich gehenkt wurden, folgte die Regierung, die dies anordnete, auch ihrem Gewissen. Das alles sind nur Beispiele von Mord und Totschlag. Wie unendlich viel häufiger geschieht es, daß Menschen einander benachteiligen, kränken, Leid antun, wobei doch jeder im Recht zu sein glaubt, jeder seinem Gewissen folgt. Sicher spielt bei allem Streit und allem Unrecht, das geschieht, auch häufig Bosheit und nackter Egoismus mit. Doch daß sich diese Bosheit und dieser Egoismus so weitgehend auswirken können, daran ist wieder der Wahnsinn des Gewissens schuld. Offene Bosheit, offener Egoismus können sich nämlich nicht auf die Dauer im Gemeinschaftsleben behaupten. Sie fänden alsbald eine starke Gegnerschaft und würden binnen kurzer Zeit unterdrückt sein. So aber verstecken sie sich hinter scheinbaren sittlichen Forderungen. Da nun der Widerstreit der Gewissensforderungen besteht, und man mithin durch Gewissensüberlegungen nicht entscheiden kann, welche Gewissensforderung richtig, welche falsch, welche echt und welche unecht ist, so wird eine Zeit, die allein durch Gewissensüberlegung (sittliche Wertschätzungen) das Gute erkennen zu können glaubt, auch nicht mit Sicherheit die echten Gewissensforderungen von den scheinbaren scheiden können, hinter denen sich nur Bosheit oder Egoismus verbergen, und Bosheit und Egoismus werden heimlich Triumphe feiern. So hätten wir wahrscheinlich schon längst eine gerechte, sozialistische Ordnung unserer Wirtschaft und eine sittliche, friedliche Gestaltung der politischen Verhältnisse, wenn sich der Egoismus der Unternehmerklassen der einzelnen Völker nicht hinter scheinbaren Gewissensforderungen wie imperialistische Herrschaft des Vaterlandes zu Lande und zur See („Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!"), Revanchekrieg, Vorherrschaft der eigenen Rasse, Kaisertum von Gottes Gnaden, andererseits Heiligkeit des Privateigentums, freies Spiel der Kräfte, Heiligkeit des Erbrechts usw. verbergen könnte. Erschwerend kommt dabei hinzu, daß mitunter diejenigen, deren Egoismus sich verbirgt, selbst an die sittlichen Scheinforderungen glauben und so ihren eigenen Egoismus nicht einmal bekämpfen können, weil sie selbst ihn nicht sehen.

Aber nicht nur im öffentlichn Leben der Menschen untereinander zeigen sich die furchtbaren Folgen des Gewissenswahns, mindestens ebenso furchtbar wirkt er sich im persönlichen Verhältnis von Mensch zu Mensch aus, also vor allem im Verhältnis von Mann und Frau, Eltern und Kindern. Es ist in der letzten Zeit viel über den Zusammenbruch der Ehe geklagt und geschrieben worden. Man fragte nach dem Grund und fand ihn in einer allgemeinen Lockerung der Sitten, oder gar in der Degeneration des abendländischen Menschen überhaupt (Untergang des Abendlandes), oder endlich in dem Herannahen einer neuen Zeitepoche, in der ein phantastischer Kommunismus oder sonst etwas die Ehe, die stärkste und innerlichste Beziehung vom Ich zum Du, überflüssig machen werde. Die Lösung ist viel einfacher. Weder steht eine verrückte Epoche vor der Tür, noch sind die Menschen wesentlich schlechter geworden, aber jeder folgt heute seinem Gewissen. Wie können Menschen in Frieden beieinander leben, geschweige denn sich verstehen und über alles lieben, wie es die Ehe verlangt, wenn jeder von ihnen auf andersartigen, scheinbar sittlichen Gewissensforderungen besteht, deren Durchsetzung gegenüber dem anderen er für sein gutes Recht, ja sogar für seine unbedingte Pflicht hält! Auch hier vernichtet der Gewissenswahn alle Gemeinschaft, auch hier verführen Egoismus und Bosheit unter der Maske der Sittlichkeit die Menschen, sich gegenseitig nichts als Leid zuzufügen. Ähnliches gilt für das Verhältnis von Kindern zu Eltern, von Geschwistern, Verwandten, Freunden untereinander.

Neben dem weiteren und dem engen Verhältnis der Menschen zueinander zerstört der Gewissenswahn als drittes Lebensgebiet das Verhältnis des Ich zu sich selbst. Von widersprechenden Gewissensforderungen hin und her gerissen, uneins mit sich selbst quält so mancher sich heute durch seine Tage. „War es gut, was ich soeben auf Grund meines Gewissens getan habe, oder war es vielleicht gerade böse?" Und wie oft war es böse! Jetzt wissen wir die Antwort auf die Frage: Darf ich meinem Gewissen trauen?

Nein, lautet sie, nein, nein, nein! Das Gewissen ist sicher ein überaus notwendiger Mahner zum Ernst, zum unbedingten Dienst am Guten, aber als Erkenntnisorgan gebraucht, führt es zu Auflösung und Chaos auf allen Gebieten des Lebens und damit zugleich zu Egoismus und Bosheit; denn in Auflösung und Chaos gedeihen Egoismus und Bosheit, dieses lichtscheue Gesindel, am besten. Wer die Frage: darf ich meinem Gewissen trauen, bejaht, muß auch das Gewissenschaos, das Böse im Menschen und endlich all das Leid bejahen, das die Menschen sich infolgedessen gegenseitig antun. Das aber kann niemand. — An dem Wahnsinn des Gewissens zeigt sich die Verzweiflung der Gegenwart in ihrer unmittelbarsten naivsten Form.

Man hat nun in der neueren Philosophie mannigfache Versuche unternommen, die Verzweiflung zu heben. Zunächst schien es ja auf der Hand zu liegen, irgendeinen oder einige der Gewissensforderungen für das eigentlich Sittliche zu erklären und auf ihnen eine Ethik aufzubauen zu versuchen. So gehen Comte und andere vom Altruismus aus; gut ist nach ihm der Mensch, wenn er für andere lebt. Stirner dagegen lehrt, daß der Sinn des Lebens im schrankenlosen Ich bestehe und auch altruistische Handlungen nur dann sinnvoll seien, wenn sie das Ich, das sie ausführt, erfreuen. Benthams Ethik ist ein kluger und darum sozialer Eudaimonismus. Schopenhauer dagegen glaubt nicht an die Möglichkeit wirklichen Glücks und sieht gerade in der Abtötung des Luststrebens, des Willens zum Leben, das letzte Ziel. Ihn eint mit Feuerbach die Menschenliebe, die dieser allerdings mit einer viel daseinsfreudigeren Lebensanschauung verbindet, während Nietzsche in der Menschenliebe gerade nur Schwäche sieht. Er liebt das Titanische, Dynamisch-Große, Geniale. Zarathustras Liebe kann deshalb nur Fernstenliebe (Liebe zu „höheren" Menschen) oder schenkende Liebe (also Liebe zum Schenken als höherer Eigenschaft), oder endlich Liebe zu Schülern sein, die er das Ideal des Übermenschen zu lehren sucht. Schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß ein philosophisches Sichfestlegen auf irgendwelche mehr oder weniger einseitige Wertschätzungen noch keine Lösung der ethischen Frage bringt, sondern höchstens die zunächst naive Verzweiflung zu einer philosophischen macht. Einen wirklich bedeutenden Schritt zu deren Überwindung tat erst die moderne Wertphilosophie. Sie sah das Chaos der Gewissensforderungen. Aber statt sich irgendwie einseitig festzulegen, versuchte sie im Gegenteil gerade durch eifriges Sammeln und Ordnen aller nur möglichen Wertschätzungen eine Synthese, ein großes System aller Werte zu entwerfen, in dem jede Wertschätzung (Gewissensforderung) ihren bestimmten Platz hat. Die Mannigfaltigkeit der Gewissensforderungen wird dann den einzelnen nicht mehr verwirren. Er wird die relative Berechtigung aller Wertschätzungen einsehen und an der Hand des Systems aller Werte lediglich ihre verschiedene Höhe festzustellen versuchen, um den jeweils höchsten Wert verwirklichen zu können; denn sittlich handelt dann der Mensch, der den jeweils höchstmöglichen Wert verwirklicht.

Durch das Sammeln aller möglichen Wertschätzungen hat die Wertphilosophie sicher aller weiteren ethischen Forschung einen ungemein wichtigen Dienst erwiesen. Sie hat andererseits die moralische Willkür überwunden und die Ethik durch ihre planvolle Methode allererst wieder zu einer Wissenschaft gemacht. Deshalb wird sie in der Geschichte der Philosophie als eine wichtige und wertvolle Epoche der Forschung stets einen ruhmvollen Platz einnehmen. Aber den letzten Schritt zur völligen Klärung des ethischen Problems vermag sie — wenigstens ohne weitere

Ergänzung — nicht zu tun. Er geht über ihre Kraft. Denn mag auch der Gedanke einer Synthese aller möglichen Wertschätzungen ungemein richtig und fruchtbar sein, der Gesichtspunkt, nach dem die Synthese geschlossen wird, nach dem das Wertsystem geordnet wird, dieser Gesichtspunkt muß für die Wertphilosophie willkürlich bleiben, denn er bleibt abhängig von einer Wertschätzung des einzelnen Forschers und ist damit dem Chaos des Gewissenswahns unterworfen. Auch wenn der Forscher auf den Gedanken käme, nicht selbst die Synthese zu vollziehen, sondern die Geschichte nach Synthesen um Rat zu fragen, nützte dies ihm nichts, denn erstens ist es ja gleichgültig, ob der Forscher selbst oder eine geschichtliche Einheit die willkürlichen Gesichtspunkte der Synthese bestimmt; und zweitens entkommt der Forscher auch hier nicht der Willkür seiner privaten Wertschätzung; denn entweder muß er diejenige geschichtliche Synthese herausgreifen, die er für am wertvollsten hält, oder er muß die geschichtlichen Synthesen durch eine übergeordnete Synthese verbinden, deren oberste Gesichtspunkte sein unsicheres Gewissen wählt. So schleicht sich bei der Bestimmung des obersten Gesichtspunktes für die Wertsynthese das alte Gewissenschaos auch in die Wertphilosophie ein. Und tatsächlich hat ja auch jeder Wertphilosoph eine besondere, von den anderen verschiedene Werttafel, ein besonderes Wertsystem aufgestellt. Dabei sind diese Philosophen doch sicher durch gemeinsame Vorurteile ihres Standes und noch viel mehr gemeinsame Vorurteile ihrer Zeit und ihrer Rasse miteinander verbunden. Außerdem handelt es sich in ihren Werttafeln meist um sehr allgemeine Begriffe, die noch einen weiten Spielraum der Deutung zulassen. Wenn bei alledem die heutigen Wertphilosophen dennoch lauter verschiedene Werttafeln aufstellen, so zeigt das, wie groß die Willkür, die Unsicherheit der Wertphilosophie ist. Zwischen Menschen verschiedenen Standes, verschiedener Zeit und verschiedener Rasse wäre also erst recht keine gemeinsame Wertethik möglich.

Bemerkungen des Herausgebers.

Schilderte mein erster Aufsatz das Hinstreben der bürgerlichen Vorkriegsjugend zur Autonomie, so bekennt hier ein Angehöriger der Nachkriegsjugend sein Versagen gegenüber der Autonomie und damit die Bereitschaft zur Unterwerfung unter Autoritäten.

Der erste Eindruck des Vorstehenden drängt jedenfalls Worte auf wie: Verzweiflung, Skeptizismus, Nihilismus.

Bei näherem Zusehen entdeckt man aber, daß dem Verfasser doch nicht schlechterdings alles im Gebiet der sittlichen Werte und Normen unsicher geworden ist. Trotz all seines Klagens über den „Gewissenswahn" erkennt er doch an, daß das Gewissen „ein überaus notwendiger Mahner zum Ernst, zum unbedingten Dienst am Guten" sei. Zugestanden ist damit nicht nur, daß das Gewissen „notwendig" sei, sondern daß es auch ein — doch wohl objektivgültiges — „Gutes" gibt, dem „unbedingter Dienst" gebührt, das mithin als „in sich wertvoll", als schlechthin „sein sollend" (als „kategorischer Imperativ") zu charakterisieren ist, und dem wir (um mit Kant zu reden) reine Achtung entgegenzubringen haben.

Indessen, unser Verfasser wird geltend machen: als Erkenntnisorgan sei eben das Gewissen nicht zu gebrauchen, da es zum Chaos, ja zum Egoismus führe.

Wenn aber das Gewissen wirklich ein „Mahner zum Guten" ist, so muß in ihm doch irgendwie ein Hinweis auf das Gute liegen, also ein Moment des Erkennens.

Ferner beurteilt tatsächlich auch H. K. gewisse menschliche Verhaltungsweisen als sittlich gut, andere als böse.

Ihm gilt doch augenscheinlich eine „gerechte soziale Ordnung" im Gemeinschaftsleben, und ebenso Gerechtigkeit, Friedfertigkeit, gegenseitige Förderung unter den Einzelnen als positiver Wert, Egoismus und Bosheit als sittlicher Unwert. Daß diese verwerflichen Tendenzen sich oft als sittlich gut maskieren, das darf man doch wirklich nicht dem Gewissen zur Last legen; vielmehr liegt darin geradezu eine Anerkennung von Selbstlosigkeit und Güte als objektiv gültiger Werte. Die Heuchelei ist bekanntlich der Tribut, den das Laster der Tugend zollt.

Daß der „Gewissenswahn" alle „Gemeinschaft vernichtet", ist eine zum mindesten sehr einseitige Behauptung. Sofern uns unser Gewissen (wie das ja auch H. K. tatsächlich voraussetzt) Gerechtigkeit und Liebe gebietet, ist es geradezu gemeinschaftsbildend. Freilich, wenn eine Gemeinschaft nicht einfach — Herde sein soll, in der alle Glieder unselbständig sind und lediglich von einer Autorität willenlos geleitet werden, so muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß um des Gewissens willen einzelne gegen andere Glieder der Gemeinschaft oder gegen deren Leitung auftreten. Hier gilt Jesus Wort: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Es ist auch zu bedenken, daß diese stete Spannung zwischen Individualismus und Kollektivismus das Dasein der Gemeinschaft lebendig erhält. Freilich empfinde ich es — und sicher H. K. mit mir — als evidente Gewissensforderung, daß der „Kampf", der um des Gewissens willen zwischen Individuen und Gemeinschaften gelegentlich gefordert erscheint, immer mehr aus der Sphäre des Hasses und Krieges heraufgehoben wird in den Bereich sachlich-geistiger Auseinandersetzung. Dann wird das „Gewissenschaos" (nämlich die Tatsache, daß der Einzelne in seinem Gewissen seine Leitung sieht) und der daraus oft sich ergebende Kampf nicht mehr lebenszerstörenden, sondern lebensfördernden Charakter tragen.

Gibt es denn aber einen Unterschied zwischen „echter" und „scheinbarer" Gewissensforderung? Darf ich meinem Gewissen trauen?

H. K. hat auf diese Fragen mit einem leidenschaftlichen „Nein" geantwortet. Aber kann er uns irgendwie einen besseren Führer nennen? Gewiß kommen Gewissenskonflikte vor, aber überwiegen nicht weitaus die Lagen, in denen uns das Gewissen bestimmt und eindeutig sagt: „So sollst du handeln und so nicht." In solchen Fällen erleben wir eben den Wert eines Verhaltens bzw. den höheren Wert eines solchen gegenüber einem anderen oder aber den Unwert eines Handelns mit Evidenz. Wo wir aber vor einem Konflikt stehen, wo verschiedene, einander widerstreitende Werte ihr „Soll" uns zurufen, da müssen wir ernst prüfen, ob nicht doch die eine Seite als irgendwie wertvoller sich herausstellt. In der Regel werden wir richtig entscheiden, wenn wir das Schwerere bzw. Unangenehmere wählen; dann haben wir wenigstens die Sicherheit, daß nicht versteckte Selbstsucht heimlich ihr Gewicht in die Wagschale legt. Jedenfalls bleibt uns nichts anderes übrig als — „nach bestem Wissen und Gewissen" zu entscheiden, wie schon die Volksweisheit sagt, und aus jeder Lage das „Bestmögliche" zu machen, d. h. den jeweils möglichen höchsten Wert (oder geringsten Unwert: das „kleinste Übel").

Das ist auch das Ergebnis, zu dem die moderne Wertphilosophie kommt. So erklärt z. B. N. Hartmann (Ethik 1926, S. 270): „Der Mensch kann gar nicht anders als von Fall zu Fall — nach Maßgabe seines Werthöhenbewußtseins und seines Gefühls für die Stärke der Beteiligung verschiedener Werte in einer Situation (seines Situationsbewußtseins) — Entscheidungen zu treffen." Wenn H. K. auch schließlich von dieser Wertphilosophie sich abwendet, weil auch sie dem „Gewissenschaos" verfalle, so ist das insofern verständlich, als die Wertphilosophie ja auf das „Gewissen", das heißt das naive Wertfühlen sich gründet und dessen Wertschau lediglich zu klären bzw. systematisch zu gestalten sucht. Dabei ist es wichtig, daß es dieser — erst in den Anfängen stehenden — Wertphilosophie noch nicht gelungen ist, ein einheitliches, allgemein anerkanntes Wertsystem aufzustellen. Ja, sie muß mit der Möglichkeit rechnen, daß es

positive Werte gegensätzlicher Art gibt, die nicht in ein System widerspruchslos eingeordnet werden können, zwischen denen uns also nur „die bange Wahl" bleibt.

Und doch: Wer im Gewissen nur „Wahn" sieht, dem bleibt nur zweierlei übrig: sich entweder jeder „Gewissenhaftigkeit" zu entschlagen und von dem jeweils stärksten Trieb oder der stumpfen Gewohnheit sich leiten zu lassen oder — zu einer Autorität sich zu flüchten. Tut er das nicht blindlings, so wird die Entscheidung, welcher Autorität er sich beugt, ebenfalls eine Gewissensentscheidung sein, freilich eine solche, mit der sich das Gewissen gleichsam selbst tötet. Und so muß ihm die Frage entgegentreten: ist es für ihn nicht doch ein evidentes Werturteil, daß der seinem Gewissen folgende Mensch wertvoller sei als der Gewissenlose? Woraus dann das Gebot sich ergäbe, dem eigenen Gewissen, d. h. dem Wertbewußtsein zu trauen und dafür zu sorgen, daß es immer feinfühliger und umfassender werde; damit unsere innere Schau sich weite für immer mehr Werte und unser Gefühl sich verfeinere für die Rangunterschiede und die jeweilige „Beteiligung" der Werte. —

In den leidenschaftlichen Ausführungen H. K.'s offenbart sich in typischer Weise das Erschrecken des jungen Menschen, der aus der autoritativen Leitung durch Elternhaus, Schule und Kirche entwachsen, sich auf eigene Füße zu stellen versucht hat und nun mit einemmal inne wird, wie unsagbar schwer wirkliche innere Selbständigkeit, sittliche Autonomie ist, welche Gefahren uns auf dem „Wege des Schaffenden" (wie ihn das Zarathustra-Kapitel so tiefwahr schildert) bedrohen. Aber es hilft nichts: nur hier geht für den Einzelnen der Weg zu sich selber, zu seiner sittlichen Aufgabe. A. M.

Ruf aus dem Chaos[1])

Von August Wunram

Sturm kam und zerrte an unserem Sein,
Daß es in den Nebeln umherflog,
Urgrundslos, hoffnungslos,
Im Wirbel des tanzenden Chaos.
Wohin sollen wir Anker werfen,
Daß sich unsere Stirn nicht zerschleudere
An den festgefügten Steinen der Welt
Und den Grenzen
Und unser Gehirn nicht zerspritze
In die vier Winde?
Leben, gib uns deinen Sinn wieder —
Unsere Leiber sind öde und leer.
Fahl hängt die Nacht an unseren müden Gesichtern.
Wir sind Maschine, die zum Irrsal treibt.
Grab, Gräber, grab —

[1]) Verfaßt ist dies Gedicht von einem jungen katholischen Arbeiter. Die Sehnsucht nach Halt, nach etwas Festem, wie sie aus dem Aufsatz „Gewissenschaos" spricht, verrät sich auch hier. Sie drückt sich noch deutlicher aus in folgenden Zeilen eines anderen Gedichts:

Wir kehren zu festen Normen zurück —
Lasset die Feuer auf den Bergen flammen,
Traget die Reste der Menschheit zusammen!
Kreuze sollen auf den Firnen stehen,
Wenn wir die Straße um Mitternacht gehn,
Zu den Ufern des Seins. —

Tedeum

Von Hans Thyriot

Manchmal muß man zitternd in die Knie brechen
Und zum namenlosen Gott, den niemand nennt,
Darum, daß die wilde Welt noch Wunder kennt,
Heißen Herzens Dankgebete sprechen.

Daß uns Nacht für Nacht ein Traum erscheint,
Den wir lieben und nicht deuten können,
Daß wir ewig, ewig im Geheimnis brennen,
Welches dich mit mir und uns mit Gott vereint.

Daß im Unbewußten Funken überspringen,
Welche magisch, über Berg und Strom
Herz im Niederland und Herz in Rom
In den einen großen Takt der Liebe zwingen.

Daß im Grenzenlosen Wellen fließen,
Die, von keinem Sender ausgegangen
Und von keinem Hörer aufgefangen,
Zauberhaft uns in den Stromkreis schließen.

Daß es Dinge gibt in unserm Leben,
Die gesponnen sind aus Engelshaaren,
Wie vom lieben Gott vor vielen Jahren
Menschenkindern zum Geschenk gegeben.

Aussprache

Geistige Entwicklung (Aus dem Briefe eines jungen Österreichers)

Liebe, gnädige Frau!

Ich bin auf meinen letzten Brief ordentlich eifersüchtig und beneide ihn um die Reisen, die er tun darf. Das empfinde ich wahrhaft als den einzigen Mangel meines sonst glücklichen Daseins, daß ich so abgeschnitten von aller Welt bin; ich meine die Welt, in der sich zu bewegen Sie das Glück haben. Wie fördernd, wie anregend, wie immer von neuem belebend muß der Umgang mit „Menschen" sein. Daß Sie mir so viel Teilnahme schenken, beruhigt mich sehr; ich fürchtete, die Einsamkeit habe meinen Überzeugungen etwas Eigenbrötelei beigemengt; um so glücklicher war ich, an Ihnen so voll anklingen zu können. Das Ziel aller meiner Arbeit ist völligste, durchsichtigste Reinheit und Klarheit, und Sie werden wissen, was dieses formale Ziel bedingt, welche Lauterkeit des Denkens. Ich habe mich von neuem über Kant gemacht, seine kleineren Schriften lesend, sein Werden verfolgend. Ich bin durchaus einig mit seinen Grundsätzen, wenn ich auch bemüht bin, das persönlich und zeitlich Bedingte vom Zeitlosen zu lösen...

Ich muß Ihnen aber noch etwas anvertrauen: auf meinem Lebenswege stehe ich nun wieder vor etwas Neuem: vor der religiösen Welt. Ich sehe sie in Umrissen gestaltet vor mir, sie stieg so schön und herrlich aus den Grundlagen empor, wie auf weiten, grünen Wiesen Blumen erwachen.

Wie weit ist eigentlich der Weg zur Religion? Aus unverständlichen Dogmen bis zum Erlebnis!...

Je mehr es Sommer in mir wird, desto mehr werde ich überzeugt, daß auch die unscheinbarsten Dinge und das nebensächlichste Tun ein innerliches Verhältnis zu uns Menschen gewinnen, daß alles, was zufällig herankommt in diesen Augenblicken, zu einer Bedeutung erhoben wird, die uns innerlich angeht, daß also das Leben in seinem tiefsten und schönsten Sinne ein einziger großer Gestaltungsvorgang ist, ausgehend von einem unsichtbaren, unfühlbaren Mittelpunkt, der sein Dasein und seine Art eben in den Dingen und im Tun enthüllt. Dieses Sich-offenbaren, dem wir selbst wie vergnügliche Zuschauer beiwohnen, ist die einzige Quelle einer unverlierbaren Freude, und mögen wir auch niemals wissen, welche Ausblicke sich uns öffnen werden, so ist doch eine Stimme, die uns sagt, wenn wir in Gefahr sind oder vom Wege kommen. Ich wüßte nicht, welch andere freundliche Macht der Mensch zu seinem Glücke noch bedürfe; er vertraue seinem Gotte, der ihn leitet, er horche allein auf jene Stimme, die Richtung und Ziel weiß. Alles andere ist eitel.

Was ich hier so bewußt ausspreche, ist die Summe meiner Existenz. Da ich auf mein bisheriges Leben zurückblicke, werden Zusammenhänge deutlich, von denen ich nie gewußt. Laune und Spiel meines Willens schien mir einst, was ich jetzt als sinnvolles Entfalten seines Wesens erkenne. Und während um mich alles Lebendige reift und wächst, denke ich an das Ähnliche in mir, welches — lächelnd über die Reden eines Toren — dasselbe tat, in derselben Unbeirrtheit und Gelassenheit. Nenne ich dich nun Gott, du großes Unbekanntes, so ist mir, als umfaßte ich mit Menschenarmen, worüber die Theologen nicht zurechtekommen.

Kinder und Künstler stehen dem Wunder des Daseins näher als die übrige Menschheit.

Jenen ist die Welterfahrung noch ein Urerlebnis, das sie mit Staunen in ihre reine, von Leidenschaften unberührte Seele schließen; da sie Fragen in sich aufsteigen fühlen, wie Gespenster, angesichts der stummen Gelassenheit der Natur, und nur Namen hören für die Dinge, Anrufungen eines Unsagbaren.

Diesen blieb im Verlaufe ihrer Welterkenntnis eine treue Erinnerung an jene Urerlebnisse, und indem ihr Geist früher oder später einer demütigen Resignation verfällt, wendet sich ihr Gemüt um so heftiger jener Liebe zu, die sich fraglos den Dingen hingibt und in immer reineren Gesichten ihr Entzücken findet. Sie wandern die Erde ab und malen sie, und werden nicht müde; und was sie zuletzt mit greisen, zitternden Händen auf die weißen Blätter stammeln, ist ihnen teurer als die besten Früchte ihres Könnens, denn einen reineren Willen fühlen sie darin leben und eine selbstlosere Freude aus diesem Torso glühen, nur ihnen erkennbar, nur zu ihresgleichen redend.

So sind Kinder und Künstler Grenzen der Menschheit. Diesseits verbindet sie die Liebe und macht, daß sie sehen, wofür andere blind geworden sind, und daß sie ertragen, worüber andere verzweifeln: das Jenseits, die unendlichen Räume der Welt und ihre süßen, unbegreiflichen Wunder. —

In „Philosophie und Leben" liest man von Ihnen fast nichts mehr! Mir verlangt es auch, von Ihren Erlebnissen, Ihrem Werden und Wachsen zu hören. Sie können sich doch meine Sehnsucht denken und sie fühlen, verbunden zu sein mit allem Edlen! ...

Wie seltsam, wie bunt die Welt ist! Und gut, daß sie so ist. Gleichheit wäre Tod. Aber fühlen, daß es zuweilen Gleiches gibt, ist holdes, tiefes Glück ...

(Aus der Antwort)

... Ich habe mir das Recht zu diesem Brief von meinen Pflichten weggenommen, weggerissen. Denn ich will auch von meinen lieben Pflichten nicht so gefesselt werden, daß ich nicht plötzlich einmal frei sein dürfte, alles hinwerfen, allgegenwärtig sein und hinausschreiten über Raum und Zeit zu dem, was hinter aller „Erscheinung" steht.

Sie sehnen sich manchmal in Ihrem kleinen Landstädtchen nach — Menschen. Glauben Sie mir, wer einen einzigen gefunden hat wie Sie an Ihrer Braut, der

hat etwas beinahe Unwahrscheinliches erhalten. „Menschen" als Vielzahl gibt es für uns eigentlich nicht; das sind nur — „Leute". „Menschen" — das sind immer nur die Einzelnen, die Seltenen, denen zu begegnen man nicht erwarten oder beanspruchen kann, sondern die immer nur — als „Gnade" — heilend und unfaßbar an uns vorübergehen. Man besinnt sich dann und erkennt plötzlich: „das war ja ich!"

Ich empfinde es zum Tragischsten menschlicher Beschränktheit gehörig, daß man nicht — allgegenwärtig sein kann, daß man es nicht vermag, bewegt vom Gefühl der Zugehörigkeit, einfach die Hand eines nahen Menschen, eines Freundesmenschen — und lebte er in weitester Ferne — zu erfassen, in sein Auge tief hineinzusehen und zu sagen: „Lieber Mensch, lieber, mir so naher Mensch!"

Wieder hat es mich aus Ihrem Brief derart angeweht, daß meine Nicht-Allgegenwart mir wehe tut. Es hört nie auf, beglückend zu sein, in einem Anderen so natürlich, so selbstverständlich, so durch dessen Andersein verschönt und nicht verzerrt, sein Eigenes wiederzufinden. So viel, was Sie als Ihr Eigenstes schreiben, ist mein Eigenstes, selbst in zeitlicher Entwicklungsreihe. Auch *ich* komme immer mehr zu jenem ruhevoll freudigen Hinnehmen eines sich in mir Entwickelnden, das trotz meiner glühenden Aktivität ruhevoll und gelassen bleibt. Immer mehr und immer tiefer sehe ich die Richtung menschlicher Entfaltung im Sich-Bewußtwerden, immer mehr und mehr ein Sich-Verwandeln des Unbewußten ins Bewußte und damit ins Beherrschbare, Bejahbare, ins Gewollte oder — Wegzulegende.

Als merkwürdiges Gegenergebnis wird mir aber zugleich mit dieser Steigerung ins Wißbare ein Näherrücken des Unwißbaren zuteil, ja ein Anschmiegen des Unwißbaren an mich und meiner an es. Soll man dieses „Unwißbare" „Ursprung" nennen oder „Gott"? ...

Der Unterschied zwischen *Kirchenglaube* und *meinem* Glauben ist vielleicht nur der, daß man in der Kirche zu *ihrem* Gott kommt, außerhalb der Kirche aber zu *seinem* Gott. Das wird nur *der* verstehen, der weiß, daß man von allen Dingen, die man aussagen kann, nur die Hälfte aussagen kann.

„Kinder und Künstler sind Grenzen der Menschheit!", sagen Sie so fein. Ja, mir scheint, als ob der Künstler nicht bloß Grenze, sondern Ziel der Menschheit sei. Ziel — als fertig gewordenes, vollendetes, entfaltetes Kind; Ziel — als der umfassendste Mensch, der synthetische, der alles verstehende, der alles umarmende, alles liebende und darum als der einzig schöpferische Mensch unter Mensch-Werdenden.

Manchmal sehe ich in mir, vor mir immer umfassendere Kreise und steigend fühle ich wie Sie: daß wirkliches Leben Steigen und immer nur Steigen ist und ein Sich-Steigern ohne Ende — also eigentlich ein Jubel ohne Ende ... P. M.-P.

Zur Frage der Volksversöhnung

Bremen, November 1928.

Sehr geehrter Herr Professor!

Nach dem Lesen des Artikels — Auseinandersetzung zwischen deutscher und französischer Jugend (Jg. 1928, Nov.-Heft) — möge es mir erlaubt sein, eine deutsche Jugend zu zeigen, die sich auch herausseht aus alten Banden, deren Herz heiß und wahrhaft nach dem Neuen strebt, die glaubt, daß dies Neue schon irgendwie da ist. Von einer Verständigung mit der Jugend jenseits der Vogesen wollen wir nichts wissen. Wir glauben nicht, daß aus diesen Auseinandersetzungen etwas Ganzes und Kräftiges geboren wird. Die Jugend hier und dort ist verschiedenen Stammes und Geistes, sie soll es bewußt sein. Eine gegenseitige Befruchtung verneinen wir. Verwerflich ist es, daß junge Leute hinüber gehen, feurige Reden halten, in denen sie von Politik sprechen und geistiger Verständigung, zwecks friedlicher Neu- und Umformung unhaltbarer (politischer) Zustände. Kennen sie die Menschen, kennen sie den „Mann" hüben und drüben? Ganz unwürdig ist das aber in einer Zeit, in der die andern unrechtmäßig und vertragswidrig deutsche Lande besetzt halten, deutsche Lande, über die sie farbige Völker setzten, die die Keule über uns schwingen, ohne daß es drüben auch nur Einen gibt, der gegen diese Schmach, die nicht nur uns, nein, der ganzen weißen Rasse angetan wird, machtvoll seine Stimme erhebt und gegen sie angeht.

Für uns, die wir uns auch als „bewegte" Jugend wissen, gibt es nur ein Gebot, eine Pflicht: Das Wohl unseres Vaterlandes und ihm zu dienen, soweit es in unseren Kräften steht. Im größten der Kriege sind wir groß geworden. Wir kannten kaum einen Lehrer und Führer, der uns hätte hinweghelfen können über Nöte, Zweifel und Versuchungen, die über und an uns kamen in einer Zeit des Wahnsinns und halben Untergangs. Unser Blut aber war noch rein und unverbraucht, drum waren wir stark genug, uns selbst zu helfen, von Wegen abzukehren, die in die Nacht führten. Alter und erfahrener, aber nicht kraftloser geworden (leider haben viele aus Kraftlosigkeit das große Ziel verloren), fand mancher einen Führer, zu dem er aufblicken konnte, der ihm den Rat der Stunde gab, der zeigte, was alt und faul, der ihm das Ja und Nein sagen lehrte und die Welt anders betrachten als nur mit den gemeinen Augen der Habgier und des Gewinnstes; der alles Hohe und Edle des Lebens aus sich heraus wieder neu schuf und uns es ahnen und fühlen läßt. Wer diesen Geist in seiner Größe auch nur erkennt, ist ihm verfallen, so wie wir es sind. Ob wir stark genug sind, ihm ganz zu huldigen, ob wir seiner würdig, darüber entscheidet ganz allein das Blut, die Person jedes Einzelnen. Er muß siegen und dienen, oder wird zerbrechen und verlorengehen. Doch ich habe ihn noch nicht genannt, den Mann, der die Besten seines Volkes um sich sammelt, in seinen Kreis zwingt und wieder entläßt, damit sie seinen Geist weitertragen zu allen, die noch Ohren haben zu hören und eine große Sehnsucht im Herzen — er, der Dichter vom „Stern des Bundes" und der „Letzten Gesänge", Stefan George, der Künder und geistige Herrscher des Dritten Reiches.

Wir lassen ab von allen schöngeistigen Dingen und wollen nicht für uns ein Leben in Friede und Schönheit, trotzdem es unsere größte Sehnsucht sein mag. Das Gebot der Stunde lautet Kampf und noch einmal Kampf gegen zersetzende Elemente in vielerlei Gestalt, die uns von innen und außen bedrohen. Niemals wird ein Volk zur wahren Größe kommen, sich selbst vollenden, wenn nicht alle seine Schichten vom gegenseitigen Vertrauen getragen werden, ein Jeder seine Arbeit freudig verrichten kann, die ihm das Schicksal gegeben; der Eine am Schraubstock, der Andere bei den Büchern. — Aus unserem Blut wollen wir das neue Reich schaffen, aus unserem Blut, das noch stark und rein ist, wir brauchen nichts Fremdes, um es zu wecken und das Leben zu formen.

Alle, die noch einen Funken Ehrlichkeit besitzen, wissen, wie es heute zugeht, was gesündigt wird, um was es geht. Wer aber hat sich ganz in den Dienst unseres Volkes gestellt und seiner von rechts und links, von oben und unten enttäuschten, verhetzten Söhne? Wir hielten Ausschau nach Männern, die hier eingreifen wollen, die ihrem Wollen die Tat schon folgen ließen. Wir fanden sie, fanden ein von diesen festumrissenes Programm, aus dessen Gegebenheiten unser Land aus seinem großen Elend entrissen werden kann, daß es frei werde nach außen, frei im innern. Dies Programm ist die Weltanschauung des „nationalen Sozialismus". Ich sage euch, richtet ihn nicht nach den äußerlichsten Begebenheiten, die ihr gesehen, von denen ihr gehört, richtet nicht nach dem Schein, der oft trügt und verzerrt. Ich möchte es der ganzen deutschen Jugend zurufen, gleich welchen Standes und Berufes sie ist, gleich, welchem Bund die Einzelnen angehören: Sammelt euch unter der roten Fahne mit schwarzem Kreuz auf weißem Feld. Ich rufe euch, die ihr euern Weg bislang allein gegangen, die ihr vielleicht die Besten seid unter uns, rafft euch auf, werdet Kämpfer, Tatmenschen, daß man euch nicht später Feiglinge schelten muß.

Unser Hochziel ist in uns vergraben, selten werden wir es kundtun, die Mehrzahl der Alten schüttelt die Köpfe, viele der Jungen grinsen uns an, wir lassen sie und gehen an ihnen vorüber. Wir kennen wohl den Satz: „Das Wollen ist das Himmelreich des Menschen, das Vollbringen das der Götter." Was tut's, wir wollen und wir glauben an eine Zukunft des Deutschen Reiches, wir glauben an eine Zukunft des deutschen Menschen, wir glauben diese Zukunft schon zu sein.

Ich kenne Sie seit langem schon, Herr Professor, als Einen, der nicht achtlos an der Jugend vorübergegangen ist, der vieles klarzulegen sucht, der mit leidet. Ich hoffe, daß der Brief nicht gar zu verworren ist, daß er vielleicht etwas Neues sagt.

Ihr ergebener

Hans Curdes.

Mein lieber Herr!

Zu allen Ihren positiven Zielen und Idealen kann ich freudig ja sagen. Aber ich meine, Sie sollten sich bemühen, in den Bestrebungen, zu einer Verständigung mit unseren französischen Nachbarn zu gelangen, auch das Positiv-Wertvolle zu sehen und unbefangen zu würdigen — wenigstens, was das Prinzipielle angeht, über Zeitpunkt, Mittel und Wege im einzelnen kann man ja verschiedener Ansicht sein.

Soll es das Schicksal dieser beiden hochbegabten Völker sein, daß sie immer wieder nach Ablauf einiger Jahrzehnte in erbittertem Kampfe sich zerfleischen?!

Grundsätzlich scheint mir das Bestreben, zur Verständigung zu gelangen, Brücken zu schlagen, Verbindung zu suchen, höher, edler, vornehmer zu sein als die gegenteilige Haltung; denn dort wirkt sich Liebe aus, hier aber Haß.

Die sittliche Aufgabe, die damit gegeben ist und für die Ihnen jetzt der Blick der Seele noch verschlossen ist, wird Ihnen einmal aufgehen. Sie wird Ihnen vielleicht dann aufgehen, wenn Sie die Erfahrung machen, wie stark auch innerhalb der nationalen Gruppe, der Sie angehören, die Kräfte der Sonderung, der Abstoßung, der Feindschaft zwischen dem Einzelnen sich geltend machen, und daß ihnen gegenüber stets wieder Verständigung und Verbindung gesucht werden muß. Das sittliche Ideal ist aber das gleiche, ob es sich um die einzelnen einer Gruppe oder um einzelne Völker und Staaten handelt. Stets gilt es unter Wahrung der Eigenart, das Einzelne hinzuführen zum Ganzen; immer soll Liebe triumphieren über Trotz und Haß. Dies als Grundgesetz anerkennen, ist nicht Verrat am deutschen Wesen, sondern bedeutet: für den seelischen Reichtum, die innere Spannweite und sittliche Entfaltung deutschen Wesens sich einsetzen.

Mit freundlichem Gruß
A. Messer.

Gegen den Krieg (Von einem Studenten)

„Der Mensch ist das vollkommenste Raubtier"; wie entsetzlich klingt dieses Wort und leider, wie viel Wahrheit birgt sich in ihm! Betrachten wir doch nur die ganze menschliche Geschichte, ein Mord neben dem andern, Kriege folgen auf Kriege. Noch nie war die Weltgeschichte in irgendeinem uns bekannten Zeillauf von Kampf verschont geblieben. Lassen wir nur den Weltkrieg mit seinem ganzen Leid und Morden an uns vorbeiziehen. Heldenmut und Tapferkeit, welche Phrasen, wie klingt es für manchen Menschen, der diese beiden Worte liest, so stolz und erhebend; vielleicht bekommt er, und das vor allem der jugendliche Mensch, selbst ein Prickeln in den Arm oder selbst Lust, auch heldenmütig und tapfer zu sein. Aber — innerlich ist diesem Menschen gar nicht bewußt, was hier an seinen tiefsten Instinkten geweckt wird, an Kräften, die er mit dem Tier und vor allem mit dem Raubtier gemein hat. Der Heldenmut und die sogenannte Tapferkeit im Kriege sind weiter nichts als Mordgier und Raufluft in einem schönen Gewand. Wie oft habe ich Leute aus allen Berufsklassen vom Kriege erzählen hören — ich konnte hier so recht zwei Typen herausschälen. Die einen begeisterten sich, wenn sie erzählten, daß der Feind so und soviel Verluste damals gehabt hätte, oder wenn sie andere Episoden aus ihrem Fronterlebnis berichteten, wo immer deutscher Heldenmut, wie sie es so schön ausdrücken, den Sieg errungen hätte. Aber ist dieses Schwelgen in zeitlichem Siegestaumel und dieses Hervorheben des Heldenmuts, der ja doch stets bei dieser Gelegenheit auf Kosten von Menschenleben geht, nicht eigentlich nur ein Hervorbrechen der alten Raubtierinstinkte des Mordens und Tötens? Der Krieg ist ein Faktor der Selbsterhaltung, hörte ich in manchem Kreise diese Art Morden entschuldigen. Ich möchte folgendes darauf erwähnen: Als manche Tiere merkten, daß sie auch Feinde hatten, schlossen sie sich zu Gemeinschaften zusammen, und in der Gemeinschaft fühlten sie sich sicher. Warum soll es einem Volke nicht gelingen, wenn es sich einem anderen gegenüber glaubt, das ihm nicht sonderlich gesinnt ist, sich auch mit anderen wieder zu einer Gemeinschaft zusammenzuschließen. Liegt der Versuch, Streitigkeiten zwischen den Nationen auf eine wirkliche, menschliche Art und Weise zu regeln, nicht schon im Völkerbund vor? Erst kürzlich wieder bei dem Konflikt zwischen Bolivien und Paraguay hat er ja bewiesen, daß er auch

tatsächlich praktische Arbeit leistet. Aber immer und immer wieder wird seine Tätigkeit von Gemeinschaften oder Einzelpersonen gestört oder versucht, sie herabzuwürdigen. Diese Gemeinschaften und Personen gehören der vorhin beschriebenen Art an, sie lassen sich noch von ihren tierischen Instinkten leiten, weil es bequemer ist, andere zu bekämpfen und als Tier zu morden, als sich selbst zu bekämpfen, um Mensch zu werden. Wie manchen habe ich kennengelernt, der auch, gleich den anderen, die Schrecken des Krieges kannte, nur daß er im Gegensatz zu den ersten „Tapferen" bedauert, sich zeitweise zum Tier herabgewürdigt zu haben. — Nun das Ergebnis dieser Betrachtungen. Das Ziel alles besseren Seins ist die Menschwerdung. Doch das erreichen wir nur, wenn wir das Tier, das sich in den mannigfachsten Formen in uns äußert, bekämpfen und — es zu unterdrücken versuchen. Ganz wird uns das sicher niemals gelingen — würde es wirklich der Fall sein, so wären wir vollkommen. Doch soll ja das Streben nach Menschwerdung schon der Anfang desselben sein. Auch die Erziehung der Jugend gipfelt letzten Endes in einer Erziehung zum wahren Menschen. Wie schwer versündigen sich manche Eltern und Lehrer an den Kindern, wenn sie ihnen die Phrasen von „Tapferkeit vor dem Feind" oder dergleichen erzählen, sie sind sich gar nicht bewußt, daß sie dabei rückwärts schauen, weil sie ja an die niedrigsten Instinkte anknüpfen — nämlich an die Raubtiernatur des Menschen.

Bemerkungen des Herausgebers. Auch wenn man die Beseitigung der Kriege als ein sittlich gefordertes Ziel anerkennt, sollte man doch die im Kriege bewiesene „Tapferkeit" tiefer verstehen und würdigen. In Zeiten, in denen das sittliche Bewußtsein der weitaus größten Mehrheit der Völker den Krieg, wenigstens den Verteidigungskrieg, als ein völlig erlaubtes Mittel der Politik ansah, kann den Einzelnen kein Vorwurf treffen, wenn er am Kriege teilnimmt, und er verdient sittliche Anerkennung, auch Bewunderung, wenn er dabei sich als tapfer bewährt. Man muß von dieser individualethischen Bewertung, die den Einzelnen beurteilt, je nachdem er seinem Gewissen entsprechend handelt, die sozialethische unterscheiden. Der Pazifismus ist eine sozialethische Bestrebung, die darauf ausgeht, das allgemeine sittliche Bewußtsein, das „Ethos" ganzer Völker (das in der Regel das Gewissen der einzelnen bestimmt) zur Abschaffung der Kriege emporzuläutern. So kann man also — sozialethisch — eifriger Pazifist sein und doch — individualethisch — ehrliche Schätzung haben für die von den Einzelnen bewiesene Tapferkeit im Kriege. Übrigens sollte man auch nicht befürchten, daß mit der Achtung des Krieges die Gelegenheit, Tapferkeit zu beweisen, verschwände. Das Friedensleben bietet reichlichst Gelegenheit dazu (Nach der Explosion des Berliner Gasometers bestand höchste Gefahr, daß auch der benachbarte explodierte. Kommando: „Freiwillige vor!" Keiner von den Feuerwehrleuten wollte zurückbleiben. — Ehre ihnen!), z. B. auch bei dem Eintreten für den Pazifismus; denn vielfach ist noch, wenigstens in unseren sozial höheren Schichten, nicht der „Krieg", sondern der „Pazifismus" „geächtet"! Ihn zu vertreten, dazu gehört bei uns oft ein erhebliches Maß von Zivilcourage, also eine Eigenschaft, von der Bismarck einmal geklagt hat, daß sie den Deutschen fehle. A. M.

Zur Frage der Abstinenz

Auf die im Jahrgang 1928 H. XI, S. 327, wiedergegebene Schilderung einer Studentenkneipe aus dem unten S. 117 f. besprochenen Buch von Domela bezieht sich der folgende Brief.

„Man mag von Domela und seinem Buch sonst halten was man will, daß Trinksitten, wie sie hier geschildert werden, von unseren Universitäten verschwinden, daran sollte doch jeder, der es mit unserem Volke und seiner Zukunft gut meint, mitarbeiten. Insbesondere sollten die „Alten Herren" der studentischen Verbindungen dies als patriotische Pflicht empfinden. Hier stehen wir vor einer Aufgabe, angesichts deren alle Gegensätze religiöser, politischer und sozialer Art, die uns sonst zerklüften, unbeachtet bleiben können: vor eine Aufgabe nationaler Art im besten und vollstem Sinne des Wortes. Möchten doch auch unsere Studierenden selbst diese Aufgabe als solche empfinden.

Man hört zwar jetzt gelegentlich: Es sei doch vieles besser geworden, verglichen mit der Zeit vor dem Kriege.

Aber man hört auch gegenteilige Ansichten. So schreibt z. B. Arthur Eloesser in einem Aufsatz im Augustheft 1927 der „Literatur": „Neulich fragte ich einen durchaus nicht linksstehenden Professor einer altberühmten Universität: ‚Was machen Ihre Studenten?' — ‚Sie saufen schon genau wie früher, und sie schlagen sich genau wie früher.' — Die armen Teufel haben also nichts gelernt, unsere künftigen Lehrer, Richter, Regierer, und nicht zuletzt wohl, weil man sie die Pflicht von heute und morgen nicht gelehrt hat."

Wie diese Trink- und Kommerssitten mit ihrer falschen Romantik auf andere Kreise verführerisch wirken, das lehrt vielfältige Erfahrung. Einen drastischen Beleg bietet ein Angebot, das jüngst das studentische Erwerbs-Vermittlungsamt der Universität Berlin erließ: „25 Studenten gesucht für den Kommers der Schneider-Innung im Club. Farben und Schläger sind mitzubringen. Entgelt 1 Mark und drei Biermarken." Dazu bemerkt der „Fackelreiter" (dem ich diese beiden Mitteilungen entnehme): „Zukünftige Studienräte und Richter haben den braven Schneidern die Saufsitten eines Teiles unserer Studentenschaft vorgeführt, so daß die sich nun wie Akademiker zu benehmen wissen. Heiliger Harry Domela!"

Die Erschießung von zwei jungen Leuten, die in dem vielerörterten Krantz-Prozeß zur Verhandlung gelangte, hätte wohl ohne den Alkoholmißbrauch überhaupt nicht stattgefunden. — Man lasse sich also den Ernst der Lage und die Bedeutung der hier vorliegenden nationalen Pflicht nicht wegreden: Es sei ja gar nicht mehr so schlimm!

Der Alkoholismus zehrt an unserer Nation wie eine verheerende Krankheit. Ein Beispiel aus zahllosen! Nach dem Hamburgischen Statistischen Landesamt wurden wegen innerer Erkrankungen in die dortigen Krankenhäuser aufgenommen:

1917: 19 156, davon Alkoholkranke 92
1918: 21 898, „ „ 56

So war es in den beiden letzten Kriegsjahren, als durch die Not der Alkoholgenuß aufs äußerste eingeschränkt war.

Man vergleiche damit die entsprechenden Zahlen aus der Zeit des „Wiederaufsteigens":

1925: 30 926 Gesamtaufnahmen, 1138 Alkoholkranke
1926: 31 684 „ 1198 „

Man bedenke dabei, wieviel von den sonstigen Erkrankungen direkt oder indirekt auf den Alkoholgenuß zurückgehen!

Derselben Nummer des „Deutschen Alkoholgegner" (Berlin W 8, Kronenstraße 8) entnehme ich folgende Sätze:

„Trotz der deutschen Armut werden fünf Milliarden jährlich von insgesamt 60 Milliarden Volkseinkommen für geistige Getränke ausgegeben. (Das Doppelte der Höchstlasten des Dawes-Abkommens!)

Das ist eine Vergeudung, deren Unterlassung es uns ermöglichen würde, alle Wohnungsnot in kürzester Zeit zu beseitigen und obendrein Mittel für kulturelle und soziale Zwecke zu erübrigen."

Ist es nun wirklich soziales Denken und Fühlen, wenn der Einzelne sich sagt: „Ich für meine Person trinke mäßig; mögen die anderen das auch tun!" Entspricht nicht jedenfalls der in höherem Maße seiner sozialen und nationalen Pflicht, der sich mitverantwortlich fühlt für dieses zehrende Übel in seinem Volkstum und an dessen Beseitigung mitarbeitet, u. a. auch dadurch, daß er das gute Beispiel völliger Enthaltsamkeit gibt. Alles „Rigoristische" und Asketische kann ihm dabei völlig fernliegen. Er kann auch den Genuß schätzen. Aber er verzichtet auf diesen, um eines höheren Wertes willen.

Bei jungen Idealisten begegnet mir oft die Ansicht: sich des Alkohols enthalten, das wäre bloß etwas Äußerliches, bloße Gesetzlichkeit (Legalität); es komme aber auf die innere Erneuerung auf die Wiedergeburt an. Diese erhebe den Menschen über die bloße Gesetzlichkeit und befreie ihn von ihr.

Dazu sei nur bemerkt: Ist die „innere Erneuerung" echt, so muß sie sich auch im äußeren Verhalten zeigen, schon um der guten Beispiele willen. Wir haben auch für die anderen Verantwortung. Ein Gesetz aber, das man sich selbst gibt, ist nicht bloß äußerliche Korrektheit (Legalität), sondern „Autonomie", und damit echte Freiheit. A. M.

Besuch bei einem „Bund der Lichtfreunde"

(Aus Fedor von Zobeltitz' gehaltvollem Roman „Die Ruferin". Berlin. Ullstein.)

„Vom Walde her grüßte ein Kuckucksruf. Nun war man da. Man mußte bei der Baracke für die Kleiderablage die Mitgliedskarte vorzeigen, und dann ging es eilig heraus aus den Kleidern. Als Harro auf die moosige Lichtung trat, zwischen Farrengruppen und toten Fichtennadeln, sah er ein reizendes Bild. Seine Begleitung war mit dem Auskleiden früher fertig geworden als er, und jetzt flogen die fünf mit hellen Leibern, übertupft von hüpfenden Sonnenkringeln und wie patiniert vom Rückschein der Buchenwipfel, sprangen händegefaßt und mit fröhlichem Singsang weiter in den Mischwald hinein.

Harro dehnte sich erst. Ein seltsames Gefühl körperlicher Beglückung und kosmischer Seelenstimmung überrieselte ihn; er hätte singen und jauchzen mögen wie die anderen. Es war das wundervolle Wohlgefühl einer schrankenlosen Ungebundenheit, einer, weiß Gott, heldischen Loslösung von der blassen Alltäglichkeit, einer innigen Verwachsung mit der Natur. Er breitete die Arme aus, als wolle er dies unbekannte Glück an sich ziehen, er atmete in tiefen Zügen die Luft ein, er lauschte dem Liedersang im aufsteigenden Geist und dem Hämmern des Königsspechts und hörte auf einmal aus der Waldtiefe ein klingendes Geräusch wie Beckenschlag. Hatte der große Pan seine Gefolgschaft um sich gerufen?

Da stieß er einen grellen Freudenschrei aus und jagte davon ...

Die Bäume traten zurück, der Boden senkte sich zu einer Waldwiese, und auf dieser licht unter der Himmelsstrahlung liegenden Blöße schwangen sich im Doppelreigen gegen dreißig nackte Menschen in rhythmischem Tanzschritt. In der Mitte des Kreises stand ein junges Weib und gab durch kurze Beckenschläge Kommandos ab, um die Bewegungen zu regeln, wahrscheinlich eine Lehrerin der Freigymnastik, wie man sie vielfach heranzog, um die Übungen nach Labans System einzustudieren.

Von der Höhe aus sah Harro deutlich das anmutige Bild, eine mythologische Szene, die gleichsam den Zauber einer versunkenen Götterwelt in die Gegenwart trug. Es waren fast alles junge, hübsch gewachsene Leute, voll Kraft im geschmeidigen Spiel der Glieder, voll schöner Leichtigkeit in der Geste. Der Tanz bewegte sich bereits in seinen letzten Runden ... man ging dann zu einem verhaltenen Laufschritt über, bis ein dreifacher Beckenschlag Stillstand gebot. Das war der Abschluß und nun löste der Reigen sich auf, und alles flutete durcheinander, in harmlosem Geplauder, als habe man sich im Straßengewühl getroffen oder begrüße sich im Besuchszimmer. Adam und Eva in vielfältiger Gestalt, *vor* der unangenehmen Episode unter dem Apfelbaum.

Harro war noch immer am Rande der Lichtung stehengeblieben, bewundernd und auch begreifend. Die rückhaltlose Unbefangenheit ergab sich hier von selbst, sie lag in der Atmosphäre, in dem undefinierbaren Odem einer gegenseitigen Keuschheit, in einer wundervollen Zucht des Willens, die jedes unlautere Gefühl niederschlug und der die Elemente reinster Natur, Luft, Sonne, Waldrauschen, und der Sporttrieb Unterstützung verliehen. Klar, wie sehr eine vernünftige Körperkultur in unserer Zeit der Stubenhocker auf die Gesundheit einwirken mußte, in unserer Zeit einer unheilvollen Prüderie, die nach wie vor „Sitten" und „Sittlichkeit" verwechselt, auch auf das ganze Empfindungsleben.

Auf dem Weg zu dem Gelände hatte ein junges Mädchen zu Harro gesagt: „Ich bin erst zu voller Unbefangenheit gekommen und zu neuen Erkenntnissen, seit ich dem Bunde angehöre."

Zur Frage der Nacktheit

Den „Mitteilungen des Reichsverbandes Deutscher Jugendgelände E. V.", Geschäftsstelle: Otto Lindemann, Brieselang (Osthavelland), Am Wald 1, vom Oktober 1928 entnehmen wir Folgendes:

Jugendgelände.

Jugendgelände im Sinne des Reichsverbands sind bisher folgende:

1. AFK.-Jugendgelände am Motzen-See, AFK.-Arbeitskreis-Jugendgelände, Berlin SW 68, Lindenstraße 18/19. Leitung: Ch. Straeßer und Dr. Morenhoven.

2. Jugendgelände Birkenheide in der Mark, Birkenheider Arbeitskreis. Leitung: Dr. Wolfgang Wieckberg, Berlin C 2, Brüderstr. 13.
3. Jugendland Brieselang, Kreis Osthavelland. Anschrift: Otto Lindemann, Brieselang (Osthavelland), Am Wald 1.
4. Jugendlager Klappholttal (Sylt). Verwaltungsrat E. V. Dr. Knud Ahlborn, Klappholttal.
5. Schönburger Jugendgelände bei Naumburg a. S. Schönburger Arbeitskreis. Leitung: Dr. Bernhard Schulze, Leipzig W 31, Könneritzstr. 112, II.
6. Schwanheide b. Frankfurt a. O. Schwanheider Ring im LDL., Willi Tschierschky, Frankfurt a. O., Große Fruchtstr. 8d.
7. Sonnenhof bei Bamberg. Arbeitskreis Sonnenhof, Johannes Müller, Sonnenhof b. Untermerzbach (Ufr.).
8. Freijugendland Uedersee in der Mark, Bund für freie Körperschulung E. V. Richard Goldmann, Lichtenrade, Heimweg 8.

Weitere Gelände sind in Vorbereitung, so am Bodensee und auf Hiddensee.

Gymnastik, Freikörperkultur, Jugendgelände.

Zu dieser Fragestellung äußerte sich Hans Surén: „Ich bin der Ansicht, daß die Freikörperkultur nicht mehr durch Bünde monopolisiert werden kann. Das war früher nötig, unsere heutige Zeit aber ist fortgeschritten. Früher war die Nacktheit etwas Besonderes und man mußte sich in eine enge Gemeinschaft begeben; noch vor 10 und 6 Jahren war der Abschluß in Bünde notwendig ... Die Bünde haben alle mehr oder weniger hohe Schranken. Sie sind noch zugeschnitten auf Zusammenkünfte der Familien, jeder kennt sich, jeder ist mit dem anderen befreundet. Dieser Zuschnitt ist aber für eine größere Ausdehnung zu eng. Unzählige haben keine Lust, Satzungen anzuerkennen, die vielfach gar nicht in Verbindung mit der Freikörperkultur stehen. Außerdem wollen viele gar nicht die persönlich intime Verbindung mit einem großen Teil der anderen Mitglieder, obwohl sie gerne mit allen in der Natur Sport und Gymnastik üben.

Die jetzige Zeit erfordert, daß entsprechende Möglichkeiten geschaffen werden, bei loser Verbindung und Anerkennung grundlegender Gesetze Freikörperkultur zu pflegen. Diese ganze Bewegung muß ähnlich aufgezogen werden wie der Sport. In den großen Sportvereinen kann sich nicht jeder kennen, und doch ist jeder den Vereinsgesetzen unterworfen. So können Tausende unter gewissen Zielsetzungen unter einen Hut gebracht werden, ebenso wie in der Politik und in geistigen Strömungen. Die Organisation der Freikörperkultur müßte so angefaßt werden, daß sie Mittelpunkt der gymnastischen Bewegung Deutschlands wird, Gymnastik aufgefaßt in der umfassenden Art der Antike... Es wird alles betrieben, nur nicht der Rekordsport. Unsere Bewegung ist aber gewissermaßen das Reservoir, aus dem die Rekorde herausteigen können. Wer rekordreif ist, wird auch Mitglied eines Sportvereins. Natürlich ist dieser Weg in die Öffentlichkeit schwierig zu gehen. Mit der Anschauung der Öffentlichkeit muß man rechnen, es müssen Vorkehrungen getroffen werden, die die aufstrebende Bewegung schützen. Trotz des Fortschrittes werden die Bünde keineswegs überflüssig, viele werden sich noch in ihnen zusammenschließen. Ein gut geleiteter Bund muß indessen der neuen Zeitrichtung ins Breite nach Möglichkeit Rechnung tragen. Dieses große Ziel aber muß alle vereinen in losem (besser noch festem) Zusammenschluß."

Soweit wörtlich. Hier sieht Surén, wie er dann weiter ausführt, die Notwendigkeit der Jugendgelände, als der Sport- und Freikörperkulturstätten für jedermann, ohne Vereinszwang, ohne Prinzipienreiterei, wenn nur einige grundlegende Bestimmungen anerkannt und beachtet werden. Diese modernste Aufgabe, die das Jugendgelände zu erfüllen hat, habe ihn bewogen, den Ehrenvorsitz des Reichsverbands zu übernehmen. (Warm empfohlen sei hier das treffliche Buch von Charly Strässer, „Jugendgelände" ein Buch v. neuen Menschen. Rudolstadt, Greifenverlag. Kart. 3 M.)

Nacktheit und Schamgefühl (Bedenken)

Alle Zeiten, die das Leben verherrlichen, die den Leib vergotten, huldigen auch der Nacktheit. Erst geht die Kunst voran in bildlicher Darstellung des Nackten, dann dringt dieses auch ins Leben ein. Zunächst erschaut man den Leib noch als etwas Geheimnis-

volles, von seltsamer Bedeutsamkeit Umrauschtes, als Knotenpunkt von Weltkräften, als sichtbare Einheit eines magisch Mannigfaltigen. Alle Renaissancezeiten kennen diesen Schauer vor dem Dämonischen des Leibes. Doch sie enden meist in Aufklärung, wo dann altklug geschlossen wird, naturalia non sunt turpia, also ... Weg mit dem Vorurteil der Scham, weg mit aller Hemmung des „Glückgenießens". Und in dekadenten schwächlichen Zeiten bleibt nur noch das Verlangen nach Nervenkitzel, nach Wollust.

Steckt aber nicht ein tiefer Sinn dahinter, daß die meisten Völker, auch solche, die eine „heilige Nacktheit" kennen, im täglichen Leben die Schürze tragen? Gibt es außer den bekannten fünf Sinnen nicht noch andere Organe, die zwischen Mensch und Mensch vermitteln, ist nicht die Haut eine Antenne, die Strahlen aufnimmt, die wir Europäer noch gar nicht erforscht haben, gibt es nicht auf der Haut bevorzugte Stellen besonderer Empfindlichkeit dafür, Stellen, die, wie sie Wellen empfangen, auch Wellen aussenden, die darum besonders geschützt werden müssen. Es ist ja bekannt, wie empfindliche Frauen es nicht in einer Gesellschaft aushalten können, weil sie körperlich greifbar spüren, welch lebendige Strömungen von Mensch zu Mensch gehen. Kann nicht ein „böser" Blick etwas antasten, geil betasten, was geschützt sein will? Ist Menschenwürde mehr als ein soziologischer Begriff, Achtung mehr als ein psychologischer (Begriff im nominalistischen Sinne)? Sind es am Ende Realitäten von seltsam physisch-metaphysischer Art? Hat nicht der Gedanke seine Wirkung, die durch Strahlung in die Umwelt dringt, verheerend wirken kann wie eine Lawine? Im Dunkel des Mutterschoßes reift die Frucht heran, wird sie zu frühe ans Licht gezogen, so stirbt sie ab. Braucht ein Volk nicht auch die Verborgenheit neben dem Licht; und droht nicht einem Volk der Untergang, wenn es statt der Haltung das Gegenteil begünstigt? Ist doch das Merkmal der Dirne und des Schwätzers, daß er nicht an sich halten kann, sich ausstrahlen, sich erschöpfen muß. Wahrscheinlich kann nur die Ganzheit einer Weltanschauung Hilfe und Antwort bringen. Der Mann der Wissenschaft, stolz auf die Weite und Unvoreingenommenheit seiner Weltbetrachtung, kennt die Not der Frage nicht. Die Scham ist kein naturwissenschaftlicher Begriff, und Nacktheit ist ihm nur ein völkerkundliches oder gesellschaftswissenschaftliches Vorkommnis, das er untersucht nach Ursache und Verbreitung. Der ästhetische Mensch, sich auf die Feinheit seines persönlichen Geschmackes berufend, fühlt sich in überlegenem Dünkel zu Vorrechten bestimmt, und was vor dem Richterstuhl der Schönheit bestehen kann, ist ihm das Erlaubte. Der kluge Politiker und Weltmann duldet alles, solange es keine ihm unangenehmen Folgen hat. Der Vertreter der Moral erhebt wohl ab und zu seine Gegenstimme. Aber da vieles unerlebt, engherzig klingt, oft eine Eitelkeit über die Höhe seiner Tugend durchscheint, wird er nicht ernst genommen.

Zu einer ernsten Erörterung eines ernst zu nehmenden Problemes soll hier aufgerufen werden und die Bitte ausgesprochen sein, aufmerksam zu machen auf alles, was man schon jetzt an tatsächlichen Beobachtungen und Erfahrungen kennt. B. Hell.

Katholiken zur Frage der Nacktheit

Die Frankfurter Zeitung vom 12. 1. 1929 berichtet:

Der gegenwärtige Bischof von Rottenburg, Dr. Sproll, sprach dieser Tage in einer Versammlung vor einigen tausend Katholiken des Oberlandes über die Katholische Aktion. Dr. Sproll hat sich letzten Sommer schon einmal als besonders scharfen Kämpfer gegen Entwicklungen des modernen Lebens betätigt. So erschien er plötzlich auf der Kanzel einer katholischen Arbeiterwohngemeinde bei Gmünd, um in schärfster Weise gegen die Teilnahme katholischer Mädchen und Frauen an einem öffentlichen Schauturnen anzukämpfen. Das Ergebnis war für ihn und den Ortsgeistlichen, der das veranlaßt hatte, eine vollständige Niederlage. Nun hat er erneut den Kampf aufgenommen gegen die Zunahme der Mischehen und ähnliche Dinge und führte u. a. aus: „Statt ganze Festungswerke gegen die Unsittlichkeit aufzubauen, erstickt das Schamgefühl durch unzüchtige, aus der Sinnenlust stammende und zur Sinnenlust reizende Kleidung, durch Nacktkultur, Familienbäder, Strandbäder ..."

(Aus dem Briefe einer katholischen Dame.)

„Das gemeinsame Sporttreiben und Baden ist eine große Gefahr! Man wird sich — resp. ein Geschlecht dem andern — zu gleichgültig. Neulich sagt mir ein junger Herr: ‚Was man so billig hat, reizt einen gar nicht mehr.' Moses wußte sehr genau, was er tat, als er für die Frau festgeschlossene Kleidung verlangte! ...

Die Grenze zu ziehen, ist sehr schwer. Aber für den jungen Mann muß das Mädchen stets etwas Ehrfurchtgebietendes, Geheimnisvolles behalten ... Wir durften in unserer Jugend das Wort ‚Bein' nicht sagen; die heutige Jugend zeigt ihre Beine, auch im Nicht-Badekostüm!"

[Übrigens ist man auch in katholischen Kreisen in der gefühlsmäßigen Verurteilung der Nacktheit nicht mehr ganz einhellig. So erschien 1927 im Sportverlag Dieck von einem katholischen Theologen: „Freiheit dem Leibe" und 1928 von dem Kaplan Dr. Brecher „Dein Kind im Gotteskleide" (Leipzig, Ebbecke). Dies entnehme ich der Zeitschrift „Leben und Sonne", Organ des Reichsverbands für Freikörperkultur, Berlin-Wilhelmshagen. Baumeister, Der, Jan.-Heft 1929, S. 140.

Es ist lehrreich, das Ethos, das in dieser — übrigens trefflich ausgestatteten — Zeitschrift und in den ihr nahestehenden Kreisen herrscht mit dem noch in den christlichen, besonders katholischen Kreisen vorherrschenden zu vergleichen. Es sind letzte Unterschiede des Wertgefühls, die sich sowenig durch moralische Entrüstung wie durch logische Beweisführung aus der Welt schaffen lassen. Deshalb respektiere man sich gegenseitig und sammle vorurteilsfrei Erfahrungen! A. M.]

Zur Frage der Homoerotik

Sehr verehrter Herr Professor,

als eifriger Leser Ihrer Zeitschrift „Philosophie und Leben" fühle ich mich veranlaßt, zu den Ausführungen von Herrn Willy Seipel in der Oktobernummer 28 noch einiges hinzuzufügen. Herr Seipel nimmt dort zum § 175 des Strafgesetzbuches Stellung. Inwieweit seine Ansicht überzeugend ist, mag hier nicht entschieden sein, doch muß ich mich ganz entschieden gegen die These wehren, daß, wie er sagt, „es die sittliche Minderwertigkeit ist, die bestraft werden muß".

Ich gehe vollkommen darin mit ihm konform, daß ein Volk nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, durch gesetzgeberische Methoden gegen eine sein Mark verzehrende Krankheit anzugehen. Allerdings ist diese Pflicht keine sittliche, sondern eine teleologisch-moralische. Würden die Gesetze, die dieser Pflicht genügen wollen, auf sittlicher Basis beruhen, also das „Unsittliche" sühnen, so brauchten sie nie geändert zu werden — freilich ist das unmöglich. Der Staat kann vom Einzelnen lediglich verlangen, daß er in bezug auf sein Tun und Lassen innerhalb eines bestimmten Spielraums bleibt — eben jenes Spielraums, den seine Gesetze gewähren. Das Sittliche jedoch liegt in einer eigentümlichen Art der Gesinnung, auf die der Staat nicht den geringsten Anspruch hat. Jeder halbwegs normale Mensch wird moralisch handeln können, selbst wenn hinter seinen Handlungen keine sittlichen Motive stehen. Ja, es wird ihm sogar kaum schwerfallen, so zu handeln, wie es der Staat von ihm fordert, denn die Gesetze der Moral erlauben ihm ja viel mehr zu tun und zu lassen, als die der Sittlichkeit. Er wird sein ganzes Leben hindurch kaum einen Fehltritt begehen. Seine Stelle als Vermittler zwischen den Gesetzen und der Wirklichkeit wird ihm kaum je Gewissensbisse einbringen oder unerträglich schwer werden. Er stiehlt einfach nicht, „weil er es nicht nötig hat und man es eben nicht tut". Über die Freiheit einer inneren Stellungnahme braucht er nicht zu verfügen, sondern handelt — unbewußt oder bewußt — „nach Vorschrift".

Fast im Gegensatz hierzu steht das Sittliche. Gerade das „Unvollkommene", die Ohnmacht des Menschen dem sittlichen Gesetze gegenüber ist seine Überlegenheit. Ihm steht es frei, so oder so zu handeln und zu denken. Gerade darin beruht seine sittliche Stärke, daß er nur ein unvollkommener Vermittler ist. Der Vermittler zwischen dem moralischen Gesetze des Staates und der Wirklichkeit ist sicherlich ein nützliches und vollkommenes Mitglied der Gesellschaft, aber doch ein Automat, wie es Hartmann nennt, der unter einem gewissen Zwang steht und daher auch zwangsläufig „unfehlbar"

ist. Die Freiheit der sittlichen Entscheidung (nicht Willensfreiheit) beruht darauf, daß der Mensch auch noch die Möglichkeit hat, das ihm von den Werten Diktierte nicht zu tun: daß er es doch tut, macht eben seine Sittlichkeit aus.

Der Unterschied zwischen moralisch und sittlich liegt eben in der Gesinnung. Und um dieser Gesinnung willen allein hätte der Staat nie das Recht, strafend einzugreifen. Daher ist es auch erklärlich, daß z. B. ein Mord, der aus reinen Beweggründen der Sittlichkeit begangen wird (und vielleicht noch rein äußerlich das Volksempfinden für sich hätte) doch vom Staate verurteilt werden muß, eben weil der Staat nach Moral-Gesetzen entscheidet, die das Verhalten der Menschen festlegen. Im Interesse der öffentlichen Ordnung wäre ein Zustand undenkbar, in dem es den Menschen erlaubt wäre, sich gegenseitig zu töten. Auch das sittlichste Motiv, ja selbst der „mit Recht" angewandte kategorische Imperativ, gibt ihnen nach Ansicht des Staates noch nicht das „Recht" dazu. Moral kommt von mores: moralisch und sittlich brauchen sich also durchaus nicht zu decken, ja, eine sittliche Handlung kann sogar unmoralisch sein, da sie ihre Berechtigung von ganz anderen „mores" ableitet. [Verf. gebraucht moralisch = legal. A. M.]

Es ist unmöglich, wie es Herr Seipel tut, genau festlegen zu wollen, welche Handlungen sittlich und welche unsittlich sind. Wir nennen den gut, um mit Nietzsche zu reden, der tapfer im Kampfe ist, und den gut, der friedfertig ist. Tugend ist an der Handlung selbst nicht erkennbar. Das Prädikat „schlecht" verdient lediglich ein schlechter Wille. Der Staat nimmt jedoch nur gegen ein schlechtes, d. h. ein die allgemeine Ordnung störendes Verhalten Stellung, auch dann, wenn das Vergehen überhaupt jenseits von sittlich und unsittlich ist. Sonst wäre es doch eine unglaubliche Ungerechtigkeit, daß z. B. auch die Fahrlässigkeit bestraft wird. Hieraus ergibt sich also, daß eine Minderwertigkeit nur dann strafbar ist, wenn sie unmoralisch ist.

Ich möchte ferner noch einiges zu einer anderen Stelle dieses Aufsatzes bemerken. Herr Seipel schreibt: „Ein Volk hat ebenso das Recht, durch gesetzgeberische Methoden gegen eine sein moralisches Mark verzehrende sittliche Krankheit anzugehen, als es auch das Recht hat, medizinisch gegen körperliche Krankheiten, z. B. die Tuberkulose anzukämpfen." Unter einer „sittlichen Krankheit" kann ich mir nichts vorstellen, unter einer unsittlichen schon mehr. Freilich dürften selbst „unsittlich" und „Krankheit" immer noch in starkem Widerspruch zueinander stehen, da nach dem, was ich oben darlegte, eine Krankheit kann jemals das Prädikat „unsittlich" nach sich ziehen.

Ohne zu der Ansicht des Herrn Verfassers zum § 175 Stellung zu nehmen, muß ich bemerken, daß eine rein philosophische Analyse der Begriffe nicht überzeugend wirkt.

Es tut mir leid, sehr verehrter Herr Professor, daß ich noch einmal dieses Gebiet berührt habe, doch liegt eine Klarheit schließlich im allerseitigsten Interesse. Auf jeden Fall kann ich mich Ihnen nur anschließen, wenn Sie sagen, daß die letzte Quelle der verschiedenen Stellungnahme ein irrationales, gefühlsmäßiges Erleben von Wert und Unwert ist.

Mit ergebenstem Gruß

Hans Stern.

Zum § 175 St. G. B.

Hochverehrter Herr Professor!

Es hat mich tief ergriffen, mit welcher Überlegenheit und Güte Sie sich einer Frage annehmen, deren Diskussion durch den Strafgesetz-Entwurf nun einmal unvermeidlich geworden ist. Ich ringe seit 1909 mit mir um Gerechtigkeit in dieser und ähnlichen Fragen. Und ich bin schließlich zu dem Standpunkt gelangt, daß der Paragraph zu beseitigen sei. Sollten meine Ausführungen Ihnen dienlich erscheinen, so darf ich bitten, von ihnen Gebrauch zu machen.

„Bei den Ausführungen über § 175 im Oktoberheft sind m. E. im Haupttext mehr die affektiven und nebensächlichen Momente zur Sprache gekommen. Das Wesentliche und Logische blieb den Anmerkungen der Schriftleitung vorbehalten.

Die zentrale Frage ist und bleibt natürlich: Sind gleichgeschlechtliche Beziehungen als solche gemeingefährlich? Dann müssen sie unterdrückt werden. Wenn nicht, so liegt kein Grund vor, sie zu bestrafen, gleichviel, wie man sich sonst zu ihnen stelle.

Eine solche Gemeinschädlichkeit ist nun nicht erweisbar, wo es sich um Erwachsene und zumal um solche Persönlichkeiten handelt, deren Gefühlsleben konstitutionell auf

das eigene Geschlecht gerichtet ist. Was die Vertreter der Bestrafung befürchten, ist in der Hauptsache, daß sich die Homosexualität in immer weiteren Kreisen ausbreiten und das normale Geschlechtsleben verdrängen könnte. Gegen diese Befürchtung kämpft die biologische Forschung an, wenn sie feststellt, daß es sich bei der Homosexualität um eine angeborene, im ganzen Habitus verankerte Veranlagung handelt, also um etwas Konstitutionelles. Denn was angeboren ist, ist nicht übertragbar, ist nicht ansteckend. Richtig ist, daß auch Heterosexuelle zuweilen die homosexuelle Sphäre streifen oder in sie hineingezogen werden. Sie wenden sich aber regelmäßig alsbald wieder von ihr ab und dem normalen Geschlechtsleben zu. Denn das homosexuelle Erlebnis befriedigt sie keineswegs. Wer von Jugendlichen häufig über ihr Seelenleben unterrichtet wird, bekommt die Tatsache immer wieder zu hören: daß wohl einmal der Versuch gemacht wird, sich diese Erlebnisrichtung zu erschließen, daß dieser Versuch aber abschreckend ausfällt. Mithin: nicht, daß die Homosexualität dem Homosexuellen natürlich ist, macht ihn straffrei, sondern daß das Natürliche zugleich das nicht Übertragbare, das in seiner Ausdehnung Begrenzte ist. Die Ansteckungsgefahr ist keine nennenswerte, eine Gefährdung der Gesamtheit ist nicht zu befürchten.

Unterm Gesichtspunkt der Gemeinschädlichkeit wäre freilich auch der Gedanke zu prüfen: Gesetzt, die Homosexualität als solche wäre gemeinschädlich; wenn ihre Bekämpfung neue Erscheinungen hervorbrächte, die es noch mehr sind, müßte man dann von diesem Kampfe nicht Abstand nehmen? In diese Gedankenrichtung ordnen sich Brands Argumente ein. Doch soll ihm darin nicht weiter gefolgt werden. Es soll nur gezeigt werden, daß seine Argumente logisch nicht unhaltbar sind.

Erst nachdem man sich darüber vergewissert hat, daß der Gesellschaft durch die Homosexualität als solche eine Gefahr nicht droht, kann man sich wohl auch humanitären Erwägungen hingeben. Und da wird man dann sagen: Es ist richtig, daß wir eine Willenskraft haben, und daß jeder Mensch so manchen Wunsch unterdrücken muß. Gleichwohl handelt es sich hier um den stärksten Trieb. Und von einem Menschen lebenslängliche Enthaltsamkeit auf dem Gebiete der Liebe zu verlangen, das bedeutet, seinem Leben das Zentrum nehmen. Es handelt sich also um eine schwerste, seelische Amputation, die bei Hunderttausenden vorzunehmen man nicht allzu rasch bereit sein sollte. — Auch sei beiläufig auf die besondere Eigentümlichkeit des Sexualdeliktes aufmerksam gemacht. Beim Diebstahl z. B. ist das Ziel ein reizvoller Gegenstand. Zu ihm zu gelangen, gibt es viele Wege, auch erlaubte; z. B. kann man ihn sich erarbeiten, kaufen usw. Nur beim Sexualdelikt gibt es nicht neben dem verbotenen auch einen erlösenden, erlaubten Weg. Denn hier gilt das Verbot überhaupt nicht dem Weg, sondern dem Ziel. So haben die Sexualverbote etwas Ventilloses, etwas ausweglos Furchtbares, das sie unter Umständen zu besonders grausamen Werkzeugen der Seelenpeinigung macht.

Hans Markow.

Eine weitere Zuschrift zu § 175

In sämtlichen Kapiteln der Für- und Gegendebatten über die Auflassung dieses Paragraphen wird immer nur vom physiologischen Standpunkte aus gesprochen, ohne daß auch nur einmal des psychischen Moments in dieser Angelegenheit gedacht wird. Und doch wäre es meiner Ansicht nach das einzig Mögliche, diese Menschen psychisch zu werten.

Denn: dieses „Anders als die Anderen" zu sein, entspringt einem sehr stark ausgeprägten Minderwertigkeitsgefühl dieser Individuen. Darum sind diese Menschen eher zu bemitleiden als zu verwerfen. Dieses Minderwertigkeitsgefühl, mag es seine Ursache in einem organischen Fehler, in der Erziehung usw. usw. haben, welches das Individuum hindert, auf gewöhnliche Art mit dem anderen Geschlechte zu verkehren, welches den Betreffenden immer fürchten läßt, dort als erbärmlicher Schwächling zu stehen, wo er zu siegen wünscht, zwingt denselben indirekt sich entweder mit sich selbst zu beschäftigen oder mit seinesgleichen. Dort fühlt er sich sicher, dort braucht er nicht zu fürchten, zu versagen. Weder durch Bestehenlassen noch durch Auflassen dieses Paragraphen wird man irgend etwas zur Verminderung der Homosexuellen beitragen können. Es gäbe nur eine Möglichkeit, die Zahl herabzusetzen, wenn man bei Jugendlichen (in der Regel zeigt sich bei diesen schon die Veranlagung) psychisch dahin

zu wirken sucht, daß sich das Minderwertigkeitsgefühl gibt, und daß das Individuum zu der gesunden Ansicht kommt, nicht anders als die Normalmenschen zu sein, sondern genau so seine Mannheit beziehungsweise seine Art besitzt, wie seine Mitmenschen. Genau so seine Zeugungsfähigkeit, genau so auf die Frauen wirkt usw. usw., denn das sind sehr häufig die Ansichten beziehungsweise die Zwangsideen, unter welchen die Homosexuellen leiden, daß sie die Qualitäten nicht besitzen. Wenn also ein tüchtiger Arzt, es muß nicht immer ein solcher sein, es kann der Vater oder irgendein Mitmensch sein, seelisch auf den Verirrten einwirkt, so daß an Stelle der krankhaften Ideen normale treten, kann man sehr schöne Erfolge erzielen. Man wird auf diese Weise viel leichter etwas erreichen, als durch Zuchthaus. Denn meistens werden die so Bestraften wieder rückfällig.

Ich habe in dem vorhergehenden Absatz nur über die psychische Einwirkung auf Jugendliche gesprochen, damit soll aber nicht gesagt sein, daß man auch bei Erwachsenen auf diese Art sehr schöne Erfolge erzielen kann.

Rud. Bietak, Gainfarn b. Bösslau a. Südbahn.

Joseph Wittig über die gleichgeschlechtliche Liebe

Auf die gleichgeschlechtliche Liebe kommt auch Joseph Wittig in seinem neuesten, höchst beachtenswerten (autobiographischen) Buch „Höregott, ein Buch vom Geiste und vom Glauben" (Gotha, Klotz 1929) zu sprechen (S. 222 ff.). Er hat über diese Liebe besonders in den Kreisen des katholischen Klerus, auch in Männer- und Frauenklöstern Erfahrungen gesammelt. „Beide Arten von Häusern", so schreibt er, „sind vom ‚Geiste' geschaffen" (den „Geist" stellt er hier als eine Kraft verstandesmäßigen „Machens" der „Seele" mit ihrem „Glauben" gegenüber, und so auch die Klöster, „dem Hause", das aus der Schöpfung Gottes herauswuchs, dem „Nest, das der Mann seinem Weibe baut, dem Hause der geschöpflichen Familie.") Allein unter den gleichgeschlechtlichen Bewohnern jener Häuser bilde sich eine neue Anlage der Liebe. „Es ist aber ein Notwunder der Natur, und ich glaube, die Natur selbst trauert darüber, daß sie dieses Wunder tun muß. Denn es ist eine Liebe, die nicht in gleicher Art fruchtbar ist wie die Liebe zwischen Weib und Mann. Aber diese Liebe entbehrt nicht der geistig-schöpferischen Fruchtbarkeit. Heilige Werke der Kunst und der Kultur sollen solcher Umschaffung des Menschen ihr Dasein verdanken. Auch bedeutende Werke des Geistes. Aber der ‚Geist' selbst entrüstet sich über sie, nennt sie Perversion, droht ihr mit Schande und Zuchthaus.

Solche Liebe findet sich auch außerhalb jener Häuser des ‚Geistes' ... Ich weiß von einem Mann, der, schon noch ein Kind, auf die Liebe zu einem Mädchen verzichten mußte. Da erblühte ihm diese andere Liebe, die er bis ins Greisenalter in wunderbarer Reinheit gepflegt hat. Hunderten von Knaben war er Freund und Vater bis in ihr reifes Mannesalter hinein und darüber hinaus. Ich selber, solcher Liebe nicht fähig, beobachtete jahrzehntelang diese Liebe und kann bezeugen, daß ich auch nicht einmal einen Schatten von Sünde darübergleiten sah. Wie sich mir solche Liebe in diesem Fall vorstellte, nicht als Notwunder der Natur abgezwungen, sondern der Natur von Gottesursprung her beigegeben, erkenne ich sie als eine Vollkommenheit des Menschen. Jesu Liebe zu seinen Jüngern, Franzisci Liebe zu seinen Brüdern erscheint mir von ihrer Art" (Über Homoerotik am kaiserlichen Hof s. Schönaich, u. S. 118).

Genügt eine Eheberatung durch die Hausärzte?

(Zu „Philosophie und Leben", Jahrgang 1928, Heft 10, Seite 289.)

In einem größeren hannoverschen Kreise ist die Eheberatung in der Weise eingerichtet, daß alle Hausärzte, und nur diese, Eheberatung erteilen sollen. Das Kreiswohlfahrtsamt sichert dem beratenden Hausarzt für jeden Beratungsfall den Betrag von 6 RM zu. Die Beratung beschränkt sich nur auf Brautleute, eine Beratung in sexuellen Fragen ist hiermit nicht verbunden. Durch entsprechende Plakate, welche in den Standesämtern, Fürsorgestellen, bei den Gemeindevorständen und bei den Geistlichen zum Aushang kommen, werden die Ratsuchenden auf die Eheberatungen durch den Hausarzt hingewiesen.

Gewiß ist es erfreulich, wenn die praktischen Ärzte sich allgemein mit der Eheberatung beschäftigen. Sie können in den Familien, in denen sie ein- und ausgehen, als Berater manchmal Unglück verhüten. Eine auf die Dauer ausreichende „Eheberatung" kann in dieser Regelung aber nicht erblickt werden.

In den seltensten Fällen sind die heiratenden jungen Männer noch Haussöhne; meistens halten sie sich der Ausbildung halber und anschließend daran des Broterwerbs wegen vor der Eheschließung lange Jahre an den verschiedensten Plätzen auf, dem Elternhaus fern und einem Hausarzt entrückt. Nicht viel anders ist es in heutiger Zeit mit den heiratsfähigen Töchtern. Gerade diese jungen Leute sollen aber durch die Eheberatungsstellen erfaßt werden, sie bilden das Hauptkontingent für die Ausfertigung der Gesundheitszeugnisse.

Zu bedenken ist weiter, daß sicherlich die Mehrzahl unseres Volkes eines Hausarztes entbehrt, der lange Jahre ständig bei allen Erkrankungen in Anspruch genommen wird, und so die einzelnen Familienglieder gründlich kennenlernt. Selbst in ländlichen Kreisen werden bei Spezialleiden heute unmittelbar Fachärzte zu Rate gezogen. Bei diskreten Leiden (z. B. Geschlechtskrankheiten) lassen sich die Familienmitglieder wohl am wenigsten durch den Hausarzt beraten, und suchen ihre Erkrankung, Behandlung und Heilung möglichst geheimzuhalten.

Überzeugender wirkt beim Verlobungspartner auch ein Gesundheitszeugnis, das von einer amtlichen Stelle ausgestellt ist.

Ein Eheberatungsarzt muß natürlich auch sein besonderes Interesse und ein intensives Studium der Vererbungslehre und der Eugenik zuwenden, zwei schwierigen wissenschaftlichen Gebieten, die man bislang bei der Fortpflanzung von Menschen so gut wie gar nicht beachtet hat, und mit denen sich manche Ärzte nicht beschäftigt haben.

Zu berücksichtigen bleibt ferner die Tatsache, daß nach den bis jetzt in allen Großstädten gemachten Erfahrungen die Eheberatungsstellen nicht nur von Brautleuten, sondern vielfach von Eheleuten und reiferen Jugendlichen aufgesucht werden, die auch bei seelischen und wirtschaftlichen Nöten und bei Fragen, die mit dem Geschlechtsleben zusammenhängen, den vertraulichen Rat und die Hilfe des sozial geschulten Menschenfreundes erbitten. So hat sich z. B. die Eheberatungsstelle in Hamburg längst zu einer segensreich wirkenden Vertrauensstelle für Verlobte und Eheleute aller Stände entwickelt. In den kleinen Städten ist die Inanspruchnahme der Eheberatungsstellen nur ganz gering, um so geringer, je enger ihre Tätigkeit begrenzt ist.

Für die ärztlich geleiteten Eheberatungsstellen in Preußen sollte in erster Linie eine gereifte Persönlichkeit gewählt werden, die nicht nur besonderes Vertrauen genießt, sondern auch umfassende Kenntnisse für das neue Arbeitsfeld mitbringt. Selbstverständlich kommen hierfür nicht etwa nur beamtete, sondern auch erfahrene praktische Ärzte (Ärztinnen) in Frage. Landesrat Dr. Wilhelm, Hannover.

Besprechungen

Domela, Harry. Der falsche Prinz. 50.—75. Tausend. Berlin, Malik-Verlag. 307 S. Kart. 2,80, geb. 4,40 RM. (Auflage inzwischen über 100 000.)

Wie ein Mensch den Zufall schiebt und von ihm geschoben wird; wie ein armes Nichts Prinz wird; wie ein Ausgestoßener und Ungelernter im Handumdrehen prinzliche Allüren beherrscht und Untertanenseelen findet — — es ist zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre.

Aber daß dieses Buch nicht nur zum Lachen, sondern weit mehr zum Weinen ist, das erst hebt es über die schnell vergehende Sensation hinaus zu der Bedeutung, die ihm zukommt. Für den Psychologen, für den Soziologen, für den Politiker, für den Pädagogen, für den Deutschen, für sie, ja eigentlich für jeden Leser erheben sich aus diesem Buch Fragen von einem Ernst, einer Tragweite, einer Dringlichkeit, die nicht leicht überboten werden kann. Gerade, weil diese Fragen nicht von der Theorie aufgestellt sind, sondern aus einem gelebten Leben heraus mahnend nach Lösung verlangen, gerade darum fassen sie mit solchem Ernst nach dem Leser: Du bist mitschuldig! Was ist zu tun? Wie kann geändert, gebessert werden? Neben der Schwere solcher

Fragen verschwände fast die Lächerlichkeit geistigen Lakaientums, die Dekadenz saufender zukünftiger „Führer", wenn nicht auch diese Nebendinge wesenhaft verflochten wären mit den großen Hauptsachen, mit den Zuständen, die den Leser erschreckend und beschämend anstarren.

Vor allem der Pädagoge muß aus diesem Buche lernen, vor allem der Pädagoge muß sich fragen: Wieviel Harry Domelas sind — halbe Kinder noch — schuldlos auf die Straße gestoßen worden? Was ist aus ihnen geworden? Konnte denn etwas aus ihnen werden? Wenn auch nicht jeder Ausgestoßene ein so beweglicher, im ganzen sympathischer, begabter Mensch ist wie Harry Domela, so ist er doch ein Mensch, und darum unserer Hilfe und Teilnahme wert. P. M.-P.

Seuser, Friedr. Religion und Leben. Religionsphilos. Studie. Für Schüler höherer Lehranstalten. 41 S. Selbstverlag (Langenberg, Rheinland, Hauptstr. 110).

Das ist wirklich eine lebenbefruchtende und lebenerhöhende Religiosität, wie sie der Verfasser vertritt. Geist vom Geiste Schleiermachers, Harnacks, Bousssets, der Jugendbewegung! Aus dem religiösen Erleben ergibt sich dem Verfasser nicht ein hartes und zur Verdammung neigendes Richten über Leben und Kultur, auch über die idealistische Philosophie, sondern eine vertrauensvolle, mutige, ja-sagende Schätzung. Kurz, ein erfreuliches Büchlein! A. M.

Dyroff, Adolf. Wege und Abwege der Universitätsreform. Karlsruhe, Braun, 1928. 102 S. Geh. 5,— RM, geb. 6,— RM.

Der bekannte Bonner Philosophie-Professor bietet hier grundsätzliche Erwägungen, die in wesentlich konservativem Sinne die Fragen der Universitätsreform behandeln.

Der 2. Teil der Schrift enthält die Geschichte der heute verschollenen Karlsuniversität in Aschaffenburg.

v. Schönaich, Paul. Mein Damaskus. Erlebnisse und Bekenntnisse. Hamburg-Bergedorf, Fackelreiter-Verlag. 2. Aufl. 200 S. Geb. 4,— RM.

General v. Schönaich ist einer der wenigen hohen Offiziere, die durch die Erfahrungen des Weltkrieges zu einem tiefgreifenden politischen Gesinungswandel geführt wurden. Er legt davon in diesem Buche mit größter Offenheit und Ehrlichkeit, die auch eigene Schwächen nicht verhehlt, Rechenschaft ab.

Es ist ein geradezu niederdrückendes Zeichen für die geistige Zerklüftung und den Mangel an gerechtem und sachlichem Urteil auch in sog. „gebildeten" Schichten unseres Volkes, daß dieser aufrechte Charakter und echte Vaterlandsfreund — der übrigens auch über die Zustände vor dem Kriege durchaus objektiv zu urteilen sich bemüht —, von Offiziersverbänden ausgeschlossen und von den meisten seiner Standesgenossen boykottiert ward, nur weil er zur Demokratie und zum Pazifismus sich bekehrt hat. Mögen sie doch einmal dieses Buch lesen, ehe sie richten. A. M.

Ziegler, Leopold. Magna Charte einer Schule. Darmstadt, Reichl, 1928. 320 S. Geh. 9,— RM, geb. 12,— RM.

Entwickelt wird in dem Buche die Idee einer „Führerschule", genauer: die Erziehung einer neuen Führerschaft in Internaten.

Wir meinen, daß echtes „Führertum" weit mehr von „Gottes-Gnaden" als von Pädagogen-Gnaden sei und versprechen uns darum nicht allzuviel von einer solchen neuen Schul- bzw. Internatsform (ganz abgesehen davon, daß die äußeren Mittel zu ihrer Realisierung fehlen würden). Jedenfalls aber wird jeder pädagogisch Interessierte die kenntnisreichen und fesselnden Ausführungen des Verfassers mit Gewinn lesen. A. M.

Gläß, Theo. Jugendbewegung und Alkoholfrage. Heft 5 der Schriftenreihe „Alkohol und Erziehung". 35 S., 1,— RM. Neuland-Verlag, Berlin W 8.

In weiten Kreisen Deutschlands weiß man, daß die deutsche Jugend, die in Bünden verschiedener Art organisiert ist, in ihrer Gesamtheit dem Alkohlgenuß recht ablehnend gegenübersteht. Dies verdankt die deutsche Jugend dem Einfluß der deutschen Jugendbewegung. In der vorliegenden Arbeit werden diese Zusammenhänge behandelt.

Die Schrift liest sich gut; sie ist lebendig geschrieben und vermittelt Tatsachen, die unbekannt oder doch vergessen waren. A. O.

Hodann, Max. Sexualelend und Sexualberatung. Rudolstadt, Thüringen, Greifenverlag, 1928. 302 S. Geb. 14.— RM.

Der bekannte Berliner Stadtarzt teilt in diesem Buche zahlreiche und außerordentlich interessante Briefe mit, die aus seiner Tätigkeit als Sexualberater stammen. Von Pubertätswirren ist da die Rede, von Monatsblutungen und Schwangerschaftsangst, von psychischen Liebesschwierigkeiten, Abtreibung, der Tragik gleichgeschlechtlicher Empfindungen usw.

Auf Grund seiner reichen und vielfach geradezu erschütternden Erfahrungen stellt Hodann drei Forderungen: 1. Beseitigung der sexuellen Heuchelei in der Erziehung und Schaffung der kameradschaftlichen Vertrauensbasis zwischen Jugend und Erwachsenen; 2. Beseitigung des § 218 des Str.G.B., der allein schuld sei an den katastrophalen Folgen der mit juristischen Mitteln nicht zu verhindernden Schwangerschaftsunterbrechungen; 3. Freigabe der öffentlichen Belehrung und kostenfreien Versorgung der Bevölkerung mit Mitteln zur Verhütung ungewollter Schwangerschaften. („Kein Staat hat das Recht, Geburten zu verlangen, sofern nicht Existenzmöglichkeiten für Mutter und Kind gesichert sind.")

Keiner, der über die genannten, so überaus bedeutsamen Probleme der Erziehung und Gesetzgebung sich wirklich gründlich orientieren und zu einem eigenen Urteil gelangen will, wird an diesem Buch vorübergehen dürfen. Fr.

Dehn, Günther. Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend. Berlin, Furcheverlag. 3. Aufl. 79 S., 2,— RM.

Der Verfasser, evangelischer Pfarrer in Berlin, hat sich ein wirkliches Verdienst damit erworben, daß er auf Grund zahlreicher Selbstzeugnisse Jugendlicher diese Schilderung entworfen hat. Sie müßte von jedem, der proletarische Großstadtjugend kennen und verstehen lernen will, beachtet werden. Fr.

Hiller, Kurt. Der Strafgesetzskandal. Berlin NO 18. Clement.-Verlag, 1928. 34 S. 0,30 RM.

Der Verfasser, ein Schüler Liszts, übt scharfe, aber vielfach überzeugende Kritik an dem amtlichen Strafgesetzentwurf, der z. Zt. beraten wird. Er tritt darin auf S. 18 ff. mit schwerwiegenden Gründen für die Beseitigung des § 175 ein. „Die Strafdrohung möchte die Homosexuellen zu lebenslänglicher Enthaltsamkeit vom Geschlechtsgenuß oder zu lebenslänglicher Selbstbefriedigung zwingen; sie hat die Tendenz, von der Norm abweichende, aber gesunde und ungefährliche Menschen psychisch krank und dadurch sozialschädlich zu machen; sie ist nicht nur unmenschlich, nicht nur sinnlos grausam, sie züchtet Gesellschaftsschädlinge, — davon, daß sie die ehrenwerte Zunft der Erpresser ermuntert und protegiert, ganz zu schweigen. Ja, wenn die Strafandrohung die Macht hätte, Jünglingsfreunde in Frauenfreunde zu verwandeln! Aber daran glaubt niemand." Auch Hiller fordert natürlich Schutz der Jugend und strafrechtliche Sorge dafür, daß „ein soziales Abhängigkeitsverhältnis weder homo- noch heterosexuell mißbraucht werde". Er betont aber mit Recht: „Es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum die Tigertatze des Strafgesetzes ihre Krallen in ein erotisches Verhältnis schlagen soll, das zwischen zwei geschlechtsreifen Menschen männlichen Geschlechts in vollem beiderseitigen Einvernehmen unter uneingeschränkter psychologischer Freiheit beider besteht und durch dessen Existenz keiner Fliege im Weltall ein Haar gekrümmt wird." Immer wieder muß daran erinnert werden, daß auch solche, die homosexuelle Verhältnisse moralisch mißbilligen, doch für Beseitigung gerichtlicher Bestrafung eintreten können und eingetreten sind. Das Letztere gilt (wie Hiller S. 21 erwähnt) auch für katholische Moralisten, so dem Bischof Dr. Paul Haffner von Mainz († 1899). Auch sollte man bedenken, daß einer Propaganda für die Homoerotik die Wurzel abgegraben würde, wenn jene dem schlichten Sinn für Gerechtigkeit widerstreitende Bestrafung wegfiele.

Hingewiesen sei hier auch auf den „Gegenentwurf zu den Strafbestimmungen über geschlechtliche Handlungen", der von dem „Kartell für Reform des Sexualstrafrechts" unter dem Titel „Sittlichkeit und Strafrecht" herausgegeben worden ist. (Berlin, Verlag der Neuen Gesellschaft. 140 S. 2.— RM.) A. M.

Hoffmann, Richard, Frontsoldaten. Roman. Hamburg-Bergedorf. Fackelreiter-Verlag 1928. 264 S.

Bilder aus dem Krieg, die durchaus das Gepräge des Echten, des Erlebten tragen. Gerade weil jede Übertreibung vermieden ist, wirkt das Buch auch stärker zur Erkenntnis des Krieges, wie er wirklich war und eben darum als ethische Mahnung. Fr.

Klein, Emil. Naturheilverfahren. I. Band. Vom ärztlichen Gewissen. 2. Aufl. Leipzig, Meiner, 1929. 392 S. Geb. 14,— RM.

Ein aufrüttelnd, ja aufpeitschend geschriebenes Buch!

Man sprach in letzter Zeit viel von einer Vertrauenskrisis der Justiz.

Aber besteht nicht auch eine Vertrauenskrisis der Medizin?

Hier bezeugt es — mit erschütternden Belegen — ein ordentlicher Professor der Medizin: der erste Vertreter des Naturheilverfahrens an einer deutschen Universität (Jena).

Klein ist einst Assistent bei Schwenninger, dem genialen Leibarzt Bismarcks, gewesen. Von ihm hat er nachhaltige Anregungen empfangen. In psychologisch meisterhafter Weise entwirft er ein Bild seines Meisters, wie er überhaupt aus der Geschichte der Medizin eine Reihe von trefflich gezeichneten Typen heraushebt.

Aber das Schwergewicht des Buches liegt nicht im Historischen, sondern in einer scharfen Kritik des gegenwärtigen Zustands der „offiziellen" Medizin und der bestehenden Ausbildung der jungen Ärzte und in tiefgreifenden Reformvorschlägen. Die medizinisch-technischen Einzelheiten treten zurück, werden nur als Beispiel herangezogen für prinzipielle Erörterungen, die vielfach psychologisch-pädagogischen Charakter tragen und auch für den medizinischen Laien nicht nur verständlich, sondern auch im höchsten Maße anregend und fesselnd sind. Getragen sind sie von der durchaus richtigen Grundanschauung, die sich gegenüber der bisher mächtigen mechanistischen und atomistischen Tendenzen auch in der Biologie und Psychologie durchsetzt, daß das Lebewesen und der Lebensprozeß (wozu auch die Krankheit gehört) vom Ganzen des Lebewesens aus zu verstehen und zu fördern sei. Das erhebt ganz von selbst über die heute noch vielfach übliche bloße Symptombekämpfung.

Bei all seiner scharfen Kritik an der heutigen Medizin liegt Klein doch jede Geringschätzung wissenschaftlicher Erkenntnis fern. Er lehnt die Alternative: ärztliche Kunst oder ärztliche Wissenschaft; „empirisch" oder „dogmatisch" ab. Sein Ideal ist: „ärztliche Kunst und Wissenschaft"; Können aus Kenntnis, Tun aus Einsicht!

Diesen Leitgedanken des Ganzen wird man aus philosophischen Erwägungen nur freudig beistimmen können. A. M.

Valentiner, Th. Kant und seine Lehre. Leipzig, Reclam. 108 S., 1,20 RM.

Das vorliegende Bändchen stellt den bemerkenswerten, im ganzen wohlgelungenen Versuch dar, Kants Lehre von einer neuen Seite dem Verständnis eines größeren Lesepublikums näherzubringen, indem, wo immer möglich, das kantische Denken von seinen Grundvoraussetzungen einerseits, den Zielen, auf die es gerichtet ist, andererseits verständlich gemacht wird. Die schlichte Sprache, in die der Verfasser seine Ausführungen zu kleiden weiß, sowie nicht zuletzt die geschickt gewählten, dem Leben und der alltäglichen Erfahrung entnommenen Beispiele machen die Lektüre für jeden, der ernsthaft mitdenken will, zu einem wirklichen Genuß. Das Bändchen ist für die Zwecke einer ersten Einführung in die kritische Philosophie vortrefflich geeignet und sei namentlich Anfängern bestens empfohlen. Beim Unterrichte in der philosophischen Propädeutik auf der Oberstufe unserer höheren Schulen sowie bei Volkshochschulkursen dürfte es m. E. gute Dienste tun. G. K.

Die beiden nächsten Hefte werden das Gottesproblem behandeln.

„Philosophie und Leben" kann nur durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag (Postscheck: Leipzig 9886), nicht durch die Postzeitungsliste bezogen werden.

Verantwortlich für Aufsätze und Aussprache: Univ.-Prof. Dr. A. Messer, für das Übrige Frau Paula Messer geb. Platz, Gießen, Stephanstr. 25. — Wenn nichts Gegenteiliges bemerkt ist, wird vorausgesetzt, daß Zuschriften an die Schriftleiter in der „Aussprache" (ohne, auf Wunsch mit Namensnennung) verwendet werden dürfen Rücksendung unverlangter Manuskripte erfolgt nur, wenn ausreichendes Porto beiliegt.